This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

COUNTWAY LIBRARY
HC 2PIS G

BOSTON MEDICAL
NOV 30 1964
LIBRARY
t.6371

12

Dr. Adolph Kohut,

Aerzte als Staatsmänner, Diplomaten und Politiker.

Aerzte als Staatsmänner,

Diplomaten und Politiker.

Von
Dr. Adolph Kohut.

Berlin.
Verlag der Berliniſchen Verlags-Anſtalt G. m. b. H.
1907.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorwort	VII
Die Aerzte im klassischen Altertum	1
Aerzte als Diplomaten und Staatsmänner im Orient	3
Aerzte als Münzmeister und Finanzminister	11
Aerzte als Czaarinnenmacher in Rußland	16
Skandinavische Aerzte	26
Oesterreichische Aerzte	39
Spanische und italienische Aerzte	45
Französische Aerzte	52
Englische Aerzte als Diplomaten	80
Aerzte im auswärtigen diplomatischen Dienst Deutschlands	81
Ein deutscher Arzt als oppositioneller Diplomat	85
Deutsche Aerzte als Parlamentarier	90

Vorwort.

Die Kunst des Arztes, die in erster Linie darin besteht, die Krankheit und ihre Ursachen zu erkennen, den Organismus und dessen Tätigkeit genau zu erforschen, die Mittel anzugeben, um die Leiden zu bannen und der Natur hilfreiche Dienste zu leisten, hat in allen Zeiten und Jahrhunderten die Phantasie der Völker beschäftigt, die in ihr etwas Geheimnisvolles, Zauberhaftes und Unerklärliches fand. Große, d. h. durch Scharfsinn, Wissen und glückliche Kuren sich auszeichnende Söhne Aeskulaps haben denn auch von jeher der Verehrung und Liebe seitens ihrer Patienten sich zu erfreuen gehabt, wovon nicht allein die Honorare, sondern auch andere Kundgebungen der Sympathie oft Zeugnis ablegten. Je mehr im Laufe der Jahrhunderte die Medizin, aus den Fesseln der Alchemie und des Kurpfuschertums sich befreiend, sich läuterte und eine exakte Wissenschaft wurde, indem sie im Verein mit der Naturwissenschaft und auf Grund der sorgfältigsten Beobachtungen und Experimente die glänzendsten Ergebnisse zeitigte, desto ehrenvoller war der Platz, den die Vertreter derselben im Staate und in der Gesellschaft einnahmen.

Die geistigen Vorzüge, die so manche geniale, berufene und auserwählte Aerzte in ihrem Fach auszeichneten, machten sie zuweilen auch zu namhaften Diagnostikern auf dem Gebiete der Staatskunst, Diplomatie und Politik. Gewiß wird es daher den Leser interessieren, einige solche Charakterköpfe kennen zu lernen und Näheres von ihrem Leben und Wirken, ihren Schicksalen, ihren Anschauungen, ihren Leistungen und Verdiensten zu erfahren.

Eine solche Schrift, die wohl auch kulturgeschichtliches Interesse beanspruchen dürfte, biete ich hier dem geneigten Leser dar und hoffe, daß sie nicht allein in medizinischen, sondern auch in Laienkreisen um so mehr beachtet werden wird, als dies der erste Versuch, nicht blos in der deutschen, sondern meines Wissens in der ganzen Weltliteratur ist, die Aerzte auch in ihrer Eigenschaft als Staatsmänner, Diplomaten und Politiker Revue passieren zu lassen.

Schöneberg bei Berlin, März 1907.

Dr. Adolph Kohut.

Die Aerzte im klassischen Altertum.

Wir wissen, daß in Griechenland und in Rom die Aerzte bereits eine führende Rolle spielten; ein Hippokrates, ein Galenus und andere namhafte wissenschaftliche Aerzte wußten sowohl durch ihr Leben wie durch ihre Schriften dem Aerztestand hohe Achtung zu verschaffen, und die römischen Cäsaren wandten ihren Leibärzten besondere Aufmerksamkeit zu. Hing doch zuweilen von der Treue und Rechtschaffenheit der Söhne Aeskulaps ihre Gesundheit und ihr Leben ab, und die „Disgutatores", d. h. die „Vorkoster", an den Höfen der römischen Kaiser, die das Essen und Trinken ihrer Herren zuerst kosten, d. h. prüfen mußten, waren gewichtige Persönlichkeiten, die, wenn sie ehrgeizig waren, auch in politischen und Staatsgeschäften ein Wort mitzureden hatten.

Bereits in jenem grauen Altertum, wo das Geld einen ungemein höheren Wert als in der Gegenwart besaß, erhielten einzelne Aerzte von ihren reichen oder hochstehenden Patienten glänzende Honorare, die oft größere Summen repräsentierten, als jetzt die sogenannten berühmten Spezialärzte bekommen, wovon das Sprichwort „Dat Galenus opes, dat Justinianus honores" deutlich genug Zeugnis ablegt, was den späteren Sprichwörtern, die im Volksmunde kursieren, entspricht, wie z. B.: „Aerzte kommen auf den Geldsack, Juristen auf den Wollsack" — „Die Aerzte haben den Verdienst, die Juristen das Verdienst" und dergl. mehr.

So verzeichnet die Gelehrtengeschichte die Namen zweier Aerzte Quintus, von denen der eine kurz vor Galenus zu Rom lebte und sich namentlich als Anatom bekannt machte, während der andere mit dem Beinamen Stertinius der Arzt dreier Kaiser, des Tiberius, Caligula und Claudius, war. Beide Brüder hatten eine so außerordentlich einträgliche Praxis, daß sie, obwohl sie durch Ausschmückung ihrer Vaterstadt Neapel mit Bildwerken ihr Vermögen fast erschöpft hatten, noch sechs Millionen Sesterzien, soviel wie eine Million 200000 Mk., hinterließen.

Von den Aerzten, die sich mit ihrer medizinischen Wissenschaft und ihrer Praxis nicht begnügten, sondern auch eine politische Wirksamkeit entfalteten, sei hier nur der ältere Plinius, Gajus Plinius Sekundus — geb. im Jahre 23 n. Ch. in Como und gest. 79 —, genannt, auch als Naturforscher, Grammatiker und Rhetor hochverdient. Er machte die Feldzüge nach Germanien mit und lebte, mit dem besonderen Vertrauen der Kaiser Vespasian und Titus beehrt, als Prokonsul in Spanien, die Flotte in der Schlacht bei Misenum befehligend. Besonders gerühmt wird sein finanzielles Talent als Prokurator, d. h. kaiserlicher Finanzverwalter. Er war das Urbild eines Finanzministers, der nicht nur neue Steuern zu schaffen, sondern auch durch Sparsamkeit die Hilfs- und Geldmittel der Provinzen zu bereichern wußte. Durch angestrengten Fleiß und die sparsamste Ausnutzung der Zeit vermochte er seine amtliche Wirksamkeit mit den umfassendsten und vielseitigsten Studien und einer fruchtbaren schriftstellerischen Tätigkeit zu verbinden. Sein einziges uns erhaltenes Werk, die „Historia naturalis“ in 37 Büchern, ist ein erstaunliches und rühmliches Denkmal ungeheueren menschlichen Fleißes. Wegen seiner Weitläufigkeit wurde das Riesenwerk schon frühzeitig zur bequemeren Benutzung gekürzt, so in dem sogenannten „Medicina Plinii“, einem im 4. Jahrhundert verfertigtem, viel gebrauchten Auszug.

Bekanntlich ist Plinius beim Ausbruch des Vesuvs ums Leben gekommen, wie wir dies durch den jüngeren Plinius, der darüber in einem seiner Werke berichtet, wissen.

Aerzte als Diplomaten und Staatsmänner im Orient.

Aerzte, speziell Leibärzte, die sich nicht allein durch ihre Begabung und ihre medizinischen Kenntnisse, sondern auch durch ihr diplomatisches Talent bemerklich machten, spielten von jeher bei den orientalischen Fürsten eine hervorragende Rolle und gar oft lagen die Geschicke der betreffenden Länder in den Händen jener Männer, die nicht allein den kranken Körpern ihrer Nebenmenschen, sondern auch dem siechen Staatsorganismus neues Leben einzuflößen suchten. Nicht alle Medikamente freilich, die sie den Patienten verschrieben, hatten den gewünschten Erfolg, zuweilen wirkten die Mittel sogar schädlich und vergifteten noch mehr das zerrüttete Leben — aber im großen und ganzen erwiesen sich die Aerzte als intelligente, klarsehende und scharfblickende Diener ihrer Fürsten und als treue Söhne ihres Vaterlandes, den Beweis erbringend, daß, nicht wie heutzutage, die juristische Vorbildung allein die Anwartschaft auf diplomatische und Staatsstellungen gibt.

Aus der Fülle der Gestalten und Erscheinungen können wir hier natürlich nur die interessantesten und bezeichnendsten herausgreifen.

Die arabisch-türkischen Chalifen, deren Herrschaft in Spanien etwa um die Mitte des 9. Jahrhunderts ihren Anfang genommen und länger als drei Jahrhunderte währte, hatten großen Respekt vor der Wissenschaft und hegten auch eine besondere Vorliebe für die Vertreter der Medizin, die Aerzte, die sie gern im diplomatischen Dienst verwendeten. Der Chalif Abdurrahmân III. im 10. Jahrhundert bediente sich des ausgezeichneten Arztes, Sprachforschers und Gelehrten Chasdaï ben Isaak Ibn-Schaprut (geb. gegen 915 und gest. gegen 970). Er war Leibarzt und zugleich Berater des genannten Chalifen und wurde von seinem Herrn gar oft zu seinem diplomatischen Vertreter ernannt, ja, er fungierte sogar in gewissem Sinne als Minister des Auswärtigen, indem er die fremden Gesandtschaften zu empfangen, ihre Geschenke und Diplome entgegenzunehmen und ihnen Gegengeschenke von

Seiten des Chalifen einzuhändigen hatte. Zugleich war er auch Handels- und Finanzminister, indem durch seine Hände die Landeseinnahmen für Produkte und Zölle in die Staatskasse flossen. †) Ibn-Schaprut brachte eine Allianz bezw. ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen dem Chalifen Abdurrahman III. und dem griechischen Kaiser Romanus zu Stande, die er auch im Dienste der Wissenschaft zu verwerten wußte. Seine Staatsgeschäfte ließen ihm aber noch Zeit zu allerlei medizinischen und fachwissenschaftlichen Arbeiten. So beteiligte er sich z. B. an der Uebersetzung der Pflanzenkunde des griechischen Arztes Pedanios Dioskorides, die der byzantinische Kaiser Konstantin VIII. dem Chalifen zum Geschenk gemacht hatte, indem er das von einem gelehrten Mönch Nicolaos aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte Werk ins Arabische übertrug, es so zum Eigentum des arabischen Mittelalters machend, das lange daraus seine Kenntnisse schöpfte. Mächtig förderte dieser Arzt und Diplomat das geistige Leben seiner Zeit, indem er Kunst, Wissenschaft und Literatur eifrig hegte und pflegte, und ein zeitgenössischer Dichter preist Chasdaïs Verdienste um das Morgenrot der Kultur in folgenden schwungvollen Versen:

In jenen Tagen erglänzte die Sonne des Ruhms
Am Himmel des Fürstentums.
Chasdaï, der Fürst, Isaks Sohn,
Er weilet nun an Gottes Tron,
Der Allen zuströmen ließ Segen und hohen Lohn.
Damals türmten hoch sich der Wissenschaft Wellen
Und Edelsteine, auch Krystalle, die hellen
Schleuderten sie empor aus des Meeres tiefen Quellen.
Der Fürst ließ laut verkünden: Wer Gottes ist, komm herein
Und seine Sorge sei mein!
Und wohin die Stimme erklang,
Nach Edom und Arabien, nach Osten und Sonnenuntergang,
Da sammelten sich zu ihm alle Dichter und Lehrer vom Rang.
Nun blitzen und wettern alle kühnen Geister
In edlem Wissenskampf vor dem herrlichen Meister,
Und er eifert sie an, daß er sie begeister'
Zu wirken in der Wissenschaft

---

†) Vergl. „Jüdische Aerzte und ihr Einfluß auf das Judentum", von Dr. Simon Scherbel, Berlin-Leipzig 1905. S. 14.

Mit Geist und Kraft,
Daß sie weckten Gedanken, die schliefen
Und die Flamme wachriefen
Aus des Herzens Tiefen.
Von da an schwoll in Spanien die Wissenschaft an
Und machte durch die Welt sich Bahn.
Nun kamen aller Zweifel Schlichter,
Herbei drängten Sänger und Dichter,
Und es erscholl zu seinem Lob manch Gedicht
Strahlend wie der Sonne Licht.
Damals erhielt die Dichtung die erste Nahrung,
Ward der Gottheit Offenbarung,
Ja damals gabs der Wissenschaft Jünger und Kenner,
Denn sie hatten an Chasdaï einen Schützer und Gönner."

Im 10. Jahrhundert wirkte der Arzt und Staatsmann Isak ben Salomo Israeli (etwa 854—955), der während seines ungewöhnlich langen Lebens die Medizin mit zahlreichen bedeutsamen Schriften bereichert hat. Er gehörte zu den hervorragendsten medizinischen Schriftstellern nicht nur seiner Zeit, sondern auch des ganzen Mittelalters. Von seinen Werken sind noch 7 in der lateinischen Uebersetzung eines Mönchs Constantin aus Karthago erhalten. Besonders wertvoll war seine Schrift über das Fieber, die noch nach Jahrhunderten übersetzt und studiert wurde. Seine diätetischen Schriften blieben lange grundlegend für die Arzneikunde, deren Entwicklung unter den Arabern er mächtig förderte. Der Chalif Zyadet Allah verwandte ihn wiederholt zu wichtigen diplomatischen Missionen, ihn zugleich zu seinem Leibarzt ernennend. Später trat er in den Staatsdienst des mächtigen Chalifen Abaid Allah, der die fatimidische Dynastie in Afrika begründete. Hier unter der Gunst der Verhältnisse entfaltete er eine außerordentliche medizinische Tätigkeit und war zugleich der Ratgeber des Fürsten in politischen Fragen. Er blieb unverheiratet und starb, wie gesagt, im hohen Alter. Er soll 100 Jahre geworden sein. Als er einst gefragt wurde, warum er sich nicht verheiratet habe, gab er die selbstbewußte Antwort: „Ich habe vier Bücher geschrieben, die mein Andenken besser als Kinder erhalten werden." Professor Sprengel †)

†) Geschichte der Arzneikunde, Bd. II. S. 270.

nennt Isak Israeli den vorzüglichsten diätetischen Schriftsteller unter den Arabern und bezeichnet dessen Schrift „De diaetica“ als die ausführlichste und gründlichste Arbeit, die über diesen Gegenstand bei den Arabern erschienen sei und welche noch für unsere Zeit einen bedeutenden Wert beanspruchen könne. In seiner Schrift über den „Puls der Blutgefäße“ (de Pulsa arteriarium) unternahm es Israel mit bewunderungswertem Scharfsinn und seltener praktischer Erfahrung, Probleme zu lösen, die erst in der neueren Zeit ihre befriedigende Antwort gefunden haben.

Einen Weltruf unter den Aerzten des Mittelalters, die durch ihre Tätigkeit nicht wenig zum Ruhm Spaniens beitrugen, hatte der Arzt, Naturforscher, Philosoph und Staatsmann, der Araber Averrhoës (eigentlich Ibn-Roschd), geb. 1126 in Corduba und gest. 12. Dezember 1198 in Marokko. Er war Leibarzt des Chalifen Abu Jakub Jussuf und stand auch unter dessen Nachfolger Almanszûr Jakub in hohen Ehren. Der letztere ernannte ihn zum Statthalter und er betätigte sich in dieser seiner Stellung durch hohe Gaben des Geistes und hervorragendes diplomatisches Geschick. Das Ansehen, dessen er sich im Lande erfreute und die Auszeichnungen, die ihm seitens seiner Fürsten zu teil wurden, erregten den Neid seiner Feinde, die ihn, um ihn zu stürzen, der Freidenkerei und Irreligiösität sowie der Verletzung der Ehrfurcht vor den Herrschern beschuldigten. Infolgedessen wurde er und mit ihm einige andere hohe Staatsmänner zum Tode verurteilt und sein Vermögen konfisziert. Begnadigt, wurde er nach Lucena bei Corduba verbannt, doch rief ihn Almanszûrs Nachfolger an den Hof von Marokko zurück, ihn in alle seine Aemter wieder einsetzend.

Uebrigens fungierten auch an christlichen Höfen des Mittelalters, speziell am kastilischen Hofe, arabische Aerzte als Diplomaten. Zu diesen zählte Ibn Schalbib, ein feinsinniger Kenner der politischen Verhältnisse seiner Zeit, den König Alfonso VI. zu seinem Geheimsekretär ernannte und ihm wichtige Staatsmissionen anvertraute. Anläßlich einer diplomatischen Sendung an die Höfe der mohammedanischen Fürsten in Spanien ging er tragisch zu Grunde. Der König von Sevilla, Al Mutamed, ergrimmt über gewisse Forderungen, die der Gesandte Ibn-Schalbib im Namen seines Souveräns stellte, ließ den Vertreter Kastiliens einsperren, dann töten und an den

Galgen heften — ein summarisches Verfahren, das in jenen barbarischen Zeiten nicht zu den Seltenheiten gehörte. †)

Jakob I., König von Arragonien, hatte gleichfalls einen arabischen Leibarzt Bachiel ben Moses, der ihm als Dolmetscher und Diplomat diente, indem er seinen Herrn auf seinem Siegeszuge nach der Insel Malorka begleitete und zwischen ihm und der arabischen Bevölkerung des eroberten Landes die Verhandlungen in deren Muttersprache mit großem Geschick führte.

Neben dem genannten Averrhoës gehörte wohl Maimonides — geb. 30. März 1135 in Corduba und gest. 13. Dezember 1204 — zu jenen großen Aerzten, Gelehrten und Philosophen des Mittelalters, die zugleich durch ihre persönlichen Beziehungen, die sie zu den Chalifen hatten und durch ihre diplomatischen Fähigkeiten einen bemerkenswerten Platz in der Kulturgeschichte einnehmen. An den Sultan Aladhal, der durch ein üppiges und sittenloses Leben seine Jugendfrische frühzeitig eingebüßt hatte, richtete er ein ebenso lehrreiches wie interessantes Sendschreiben, in dem er den Gedanken betonte, daß die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper eine zu mächtige sei, als daß die Zerrüttung der Geisteskräfte ohne Einwirkung auf das körperliche Befinden bleiben könnte. Zur Erhaltung der Gesundheit und zur Erreichung eines hohen Alters seien daher vor allem Sittenreinheit und geistige Tätigkeit die erste Bedingung, während ein leichtsinniger Lebenswandel den Menschen frühzeitig ins Grab stürze. Mit allen Kräften müsse man danach streben, Herr seiner Leidenschaften und Triebe zu werden und so die volle Freiheit und Selbstständigkeit über sich selbst zu erlangen. Er warnt den an Geist und Körper zerrütteten Fürsten vor Ueppigkeit bei festlichen Gelagen, aber auch vor allzu großer Anstrengung und Abspannung der Kräfte, den Ausspruch des Hippokrates anführend: „Wir erhalten unsere Gesundheit, indem wir uns vor Uebersättigung hüten und jede übermäßige Anstrengung vermeiden.“ Man sieht schon hieraus, daß Maimonides ein charaktervoller und mutiger Arzt und Diplomat war, dem die Sprache nicht dazu diente, um die Gedanken zu verbergen. Er zitterte nicht vor dem Tyrannen, von dessen Laune seine Existenz abhängig war und ohne die Folgen zu bedenken, hatte

†) Jüdische Aerzte und ihr Einfluß auf das Judentum von Dr. Simon Scherbel S. 17 ff.

er den Mut, den Herrscher auf dessen Laster aufmerksam zu machen und ihm sein Sündenregister vorzuhalten. Allerdings gebührt auch dem Chalifen die Anerkennung, daß er dem unbequemen, kühnen und lästigen Mahner nicht grollte, ihn vielmehr bei jedem Anlaß auszeichnete und seine weisen politischen Ratschläge oft einholte.

Auch an anderen orientalischen Fürstenhöfen, so z. B. an dem des persisch-mongolischen Groschans Arguns, dessen Gebiet sich von dem unteren Euphrat und der Grenze Syriens bis zum caspischen Meer erstreckte, am Ausgang des 13. Jahrhunderts, gaben Leibärzte glänzende Proben ihres diplomatisch-staatsmännischen Talents. Ein solcher war Saad Abdaula, der zu den höchsten Würden des Staates emporstieg. Er durfte ständig in Bagdad wohnen, wo auch der Groschan öfter residierte, während die übrigen Ratgeber der Krone ihrem Herrscher bald nach diesem, bald nach jenem Orte folgen mußten, was diese nicht wenig verdroß. Ein ehrlicher und rechtschaffener Mann, haßte Saad Abdaula die im Orient so üblichen Bestechungen der Beamten und entlarvte rücksichtslos alle diejenigen, die ihre Staatsstellungen mißbrauchten, um sich zu bereichern und speziell die Finanzbeamten, die einen großen Teil der Einnahmen lediglich für sich verwendeten. Der dankbare Groschan ernannte ihn zum Finanzminister des persischen Reichs, ihm den Ehrentitel „Saad Abdaula, Stütze des Reichs" verleihend. Unter seiner klugen und gewissenhaften Leitung der Staatsgeschäfte blühte Persien empor und es gelang ihm, in dem durch Willkür und Gewalt zerrütteten Lande Gesetz und Ordnung herzustellen. Er war auch ein Förderer der Kunst, Wissenschaft und Literatur und unterstützte Gelehrte, Dichter und Künstler. Doch sein Glück war nicht von Dauer. Seine strenge Ordnungsliebe und sein Gerechtigkeitssinn hatten ihm viele Feinde erworben und als der Groschan tödlich erkrankte und sein Leibarzt ihm nicht helfen konnte, brach gegen ihn eine Verschwörung seitens der Großen aus. Er wurde verhaftet, in den Kerker geworfen und samt seinen Verwandten und Freunden grausam getötet. †)

Auch in späteren Jahrhunderten verwandten orientalische Fürsten, speziell die türkischen Padischahs, gern Aerzte im Staatsdienst. Dies war z. B. im 16. Jahrhundert der Fall, wo der Leibarzt des Sultans Selim II., Salomon Aschkenasi, durch seine staatsmännische

†) Vergl. August Hirsch: „Biographisches Lexikon der Aerzte".

Kunst Großes leistete. Dieser merkwürdige Mann stammte von einer deutschen Familie ab und war zuerst beim König Siegismund August von Polen von 1548—1572 als Leibarzt tätig. Nach Konstantinopel übergesiedelt, stellte er sich als Untertan der venetianischen Republik unter den Schutz des Gesandten seiner Heimat am türkischen Hofe. Dort kam er auch mit dem Großvezier Muhammed Sokolli in Berührung, der bald die hervorragende Befähigung und diplomatische Gewandtheit dieses Mannes erkannte und ihn mit zahlreichen Aufträgen betraute, während der Sultan ihn zu seinem Leibarzte ernannte. Am 6. Juli 1574 brachte er den Friedensschluß der Republik Venedig mit der Türkei zu Stande und trat später auch mit Spanien in diplomatische Verhandlungen. Bei der Königswahl in Polen im Jahre 1573, die auf den französischen Prinzen Heinrich von Anjou fiel, übte er einen fast maßgebenden Einfluß aus und er konnte an den neugewählten König von Polen mit Fug und Recht schreiben: „Am meisten habe ich Ew. Majestät dabei Dienste geleistet, daß Sie zum König gewählt wurden. Was seitens der Pforte zu Ihren Gunsten geschah, all das habe ich bewirkt.“ Ebenso wurde Stephan Báthori durch seinen Einfluß zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt. †)

Seine medizinische Kunst scheint sich nach seinem Tode auf seine Frau vererbt zu haben. Sie wurde an das Krankenlager des Sultans Muhammeds II. gerufen und es gelang ihr, durch ihre Medikamente, die sie mit eigener Hand bereitete, den an den Blattern erkrankten hohen Patienten wieder herzustellen. Reicher Lohn wurde ihr von dem dankbaren Herrscher zu teil.

Im 19. Jahrhundert haben gleichfalls namhafte Leibärzte der Sultane als Diplomaten und Staatsmänner im Dienste der Türkei sich hervorgetan. Ich nenne hier nur den Leibarzt des Sultans Abdul Medschid, Dr. Siegmund Spitzer, geb. 1813 im mährischen Landstädtchen Nikolsburg und gest. 1895. Als junger österreichischer Arzt kam er nach Konstantinopel und wurde dort 1839 zum Professor der Anatomie an der medizinischen Schule zu Konstantinopel ernannt, wo es seinen Bemühungen gelang, die noch vielfach herrschenden Vorurteile gegen das Sezieren von Leichen zu überwinden

†) Vergl. „Geschichte der deutschen Juden von Dr. Adolph Kohut“, Band I. Seite 165 ff.

und den Grund zu einem anatomischen Museum zu legen. Nachdem es ihm 1845 geglückt war, den Sultan Abdul Medschid von einer lebensgefährlichen Krankheit herzustellen, wurde er zum ersten Leibarzt desselben und später zum Direktor der medizinischen Akademie zu Konstantinopel ernannt. Bald machte er auch politische Karriere, denn 1857 finden wir ihn als ottomanischen Geschäftsträger am Hofe von Neapel, welchen Posten er bis zur Eroberung Neapels durch Garibaldi bekleidete. Zum türkischen Botschaftsrat am österreichischen Hofe ernannt, nahm er tätigen Anteil an allen vor und nach dem Krimkriege in Wien geführten Verhandlungen. Nach dem Tode seines Gönners Abdul Medschid brachten ihn die vielen Intriguen im Palast zum Sturz; er nahm seine Entlassung aus dem Staatsdienst und ließ sich mit dem Titel eines türkischen Legationsrates in Wien nieder. Die dortige liberale Partei, mit der er vorzugsweise verkehrte, hielt große Stücke auf den kleinen und schmächtigen diplomatischen Arzt.

Aerzte als Münzmeister und Finanzminister.

Daß die ärztliche Kunst, die auf den Grundlagen der Naturwissenschaft beruht und von der Philosophie vielfach beeinflußt wird, nicht unbedingt auf die Mathematik angewiesen ist, braucht nicht erst eingehender bewiesen zu werden und doch hat es einzelne namhafte Vertreter derselben gegeben, die gerade durch ihr Rechentalent hervorragten und sich zu Münzmeistern und Finanzministern ihrer Souveräne emporschwangen.

Einer der bekanntesten, berühmtesten, aber auch unglücklichsten Münzmeister und Finanzminister aller Zeiten war Lippold, der Leibarzt des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, der der Liebling des Landesherrn wurde, weil er ein außerordentliches finanzielles Talent besaß und sich auf die Steuerschraube, wie nur je ein Finanzminister, meisterhaft verstand. Das mathematische Genie seines Leibarztes imponierte dem Fürsten so, daß er ihn zuerst zum Hüter seiner Kleinodien, dann zum Finanzkontrolleur seines Hofstaates und schließlich zum Münzmeister und Finanzminister ernannte. Lippold entledigte sich der weitverzweigten Finanz- und Staatsgeschäfte mit solchem Geschick, daß der Fürst nicht allein zu seinem Leibarzt, sondern auch zu seinem Finanzminister das unbedingteste Vertrauen hatte. Aber sein jähes Emporkommen und seine Macht, die er obendrein rücksichtslos ausübte, erweckten Haß und Neid, zumal man es dem Emporkömmling nicht gönnte, daß er das Ohr seines Fürsten bedingungslos besaß. Außerdem erregte sein rücksichtsloses Vorgehen in finanziellen Erwerbs- und Steuersachen viele Mißstimmung im Lande. Wie vexatorisch sein Vorgehen war, beweist z. B. der Umstand, daß er ängstlich darauf sah, daß kein märkischer Untertan des Kurfürsten Pergament, Silber oder alte Münzen aus dem Lande exportiere und wenn so etwas dennoch geschah, sofort mit Denunziationen und scharfen Strafen bei der Hand war. Sogar gegen seine eigenen Glaubensgenossen — Lippold war jüdischer Abstammung — ging er rücksichtslos vor. Alle Juden, die sich unter kurfürstliches Geleit begeben wollten,

mußten den Bestand ihres Vermögens beschwören und für ihren Schutzbrief dem Landesherrn eine bestimmte Summe Geldes hinterlegen und eine Menge Silber liefern. Auch waren sie gehalten, wenn der Kurfürst eine Geldanleihe veranstaltete, mit ihrem Vermögen dazu beizutragen, dieselbe zu ermöglichen. Lippold wurde überdies beschuldigt, daß er seine sehr ansehnlichen Kapitalien gegen hohe Zinsen ausleihe, sodaß er bis 50% nehme. Der damals auch im märkischen Volke herrschende Luxus, der durch solide Mittel nicht bestritten werden konnte, führte ihm die angesehensten Personen, sogar kurfürstliche Räte und Hofbedienstete, zu, die ihre Kostbarkeiten bei ihm versetzten, denn man fand bei seiner späteren Gefangennahme in seinem Hause für 1131 Taler 5 Groschen und 9 Pfennige versetzte Silberpfänder vor, die den ersten kurfürstlichen Räten und einem der vornehmsten Bürgermeister von Berlin gehörten. *)

Da er, wie gesagt, das Vertrauen seines Herrn im vollsten Maße besaß, so mißbrauchte er dasselbe nach und nach und erwirkte zuweilen Befehle, die sich mit dem Gesetz nicht in Einklang bringen ließen. So hatte er z. B. als Münzmeister die Pflicht, das zum Münzen nötige Metall herbeizuschaffen und als ihm dies im Jahre 1567 fehlte, ließ er sich vom Kurfürsten die Vollmacht erteilen, bei 18 Bürgern Berlins gewaltsam einbrechen, ihnen das vorgefundene Gold, Silber und Münzen abnehmen und alles an den sogenannten Kammerknecht Markus abliefern zu lassen.

In jener Zeit des schrankenlosen Absolutismus war die Gunst, die die Fürsten ihren Protektionskindern zuwandten, eine sehr wandelbare und dauerte nur solange, als der Landesherr das Szepter führte. Sobald dieser die Augen schloß, waren die Feinde des Emporkömmlings fast immer mit Erfolg bemüht, den neuen Herrn gegen den Glücksritter einzunehmen und ihn von der Höhe seiner Macht in den Abgrund des Verderbens zu stürzen. So erging es auch Lippold. Der Kurfürst Johann Georg, der Sohn und Nachfolger Joachims II., der überdies den Finanzminister und Münzmeister nie recht leiden konnte, hatte nichts Eiligeres zu tun, als den finanziellen Ratgeber seines Vorgängers zu verhaften und zwar nicht etwa wegen finanzieller Unterschleife oder sonstiger Ungehörigkeiten in seinem amtlichen Gebahren, sondern weil der Leibarzt angeklagt wurde, Joachim II. vergiftet zu haben

*) a. a. O. Seite 546 ff.

— eine geradezu unsinnige Behauptung, denn ganz abgesehen davon, daß der Kurfürst auf natürliche Weise starb, hatte Lippold an dem Erhalten des Lebens seines Herrn ein zu hohes Interesse, als daß er eine ebenso unkluge wie verbrecherische Tat hätte begehen sollen. Natürlich wurde auch sein ansehnliches Vermögen behördlich mit Beschlag belegt und ein hochnotpeinliches Verfahren gegen ihn eingeleitet. Ich habe das Ende dieses unglückseligen Finanzministers an einer anderen Stelle *) erzählt und zitiere daraus nur die nachstehende Stelle: „Lippold wußte sich so gut zu verteidigen, daß man ihm nichts anhaben konnte, und so stand schon seine Entlassung aus der Haft bevor, als er infolge einiger gehässiger und klatschsüchtiger Reden seiner Frau, welche ihn der Zauberei beschuldigte, dem Untergang geweiht war. Jetzt glaubte man auch an seine Giftmischerei. Der Umstand, daß er dem Kurfürsten am letzten Abend seines Lebens beim Schlafengehen einen Trunk Malvasier oder spanischen Wein gereicht hatte, genügte schon, um ihn als Giftmischer hinzustellen und der Justiz zu überliefern. Auf der Folter gestand der Unglückliche alles und noch mehr, was man von ihm haben wollte, wozu Meister Balzers, des Scharfrichters, Kunst nicht wenig beitrug, „denn er machte", wie ein Chronist sich ausdrückt, „seine Sache so großartig, daß er die Aussagen des Inkulpaten durch wiederholte Martern, wozu dieser durch Wein und stark reizende Essenzen aufgemuntert wurde, wiederholen lassen mußte". So wurde er denn 1573 an einem Mittwoch vor Fastnacht am Gerichtstage vor „gehegter Bank" vorgeführt, um sein Bekenntnis öffentlich abzulegen und sein Urteil, das Zauberbuch um den Hals gebunden, anzuhören. Als er aber alles durch die Folter Erpreßte widerrief, schleppte man ihn nach dem berlinischen Rathause, wo ihm der Scharfrichter aufs neue unter die Tortur nahm und ihn dermaßen zusetzte, daß ihm das Blut aus dem Halse strömte. Nun bekannte er alles, was die Büttel von ihm verlangten.

Der barbarischen Sitte jener Zeit gemäß wurde ihm auch ein barbarisches Ende bereitet. An verschiedenen Orten der Stadt wurde er zehnmal mit glühenden Zangen gezwickt und auf dem Neuen Markt zu Berlin auf einem besonders dazu erbauten Gerüst an Armen und Beinen gerädert und in vier Stücke gehauen, und diese

*) a. a. O. Seite 547 ff.

wurden an vier besondere Galgen an den Landstraßen aufgehängt und sein Kopf auf das St. Georgentor gesteckt. Doch sein Tod hatte noch andere bemerkenswerte Folgen. Die Gerichtskosten und seine Schulden bezahlte man aus seinem Vermögen, den Rest, der etwa 100 Taler betrug, erhielten seine Witwe Magdalena und seine 9 unerzogenen Kinder, die natürlich das Land verlassen mußten. Die Unglückliche begab sich nach Wien, wo sie bei Kaiser Maximilian II. über den Justizmord bittere Klage führte und ihn veranlaßte, an den Kurfürsten Johann Georg unter dem 15. Februar 1574 ein im Kgl. geheimen Archiv zu Berlin befindliches Schreiben zu richten, worin der Kaiser seinem „hochgeborenen lieben Oheim und Kurfürsten freundlich und gnädiglich" Vorstellungen macht.

In seiner Antwort vom 23. April 1574 bemühte sich natürlich der Kurfürst, den gestürzten Münzmeister in schwärzestem Lichte darzustellen, und heben wir daraus nur die nachstehende, besonders bezeichnende Stelle hervor: „Ich zweiffel nicht Ew. Keyserl. Majest. werden das gemeine geruchte, vorkommen sein, wie derlei böswichts Jude zu allen andern seine bubenstuckenn geubtt, daz Er daruber auch vonn den andern Juden fast an allen örtten verbannet wurde, Meinen Hern Vatern also eingenohmen, daz S. G. vber alle verwarnung ihnen stets vmb sich gehabtt, vnd Ihme Ir leib vnd leben vertrawett haben bihs er derselben mit einem darzu sonderlich zugerichten trangk, endlichen daon geholffen wie solchs seinem Weibe wohl bewust, vnd sie selbst darmit, das sie Ihme in bey sein Etzlicher leute bedreuett, daz sie seine Teuffelskünste vnd zauberey wolde offenbar machen, darzu hott vrsach geben, daz Ich Ihnen als er gleich in einer gemeinen bestrickung drin er ezliche Zeit in seinem eigenen Hauß angelegtt vnd bewacht worden hatt, soll ledig werden wiederumb gefengklich einziehen vnd befragen lassen vnd dadurch rechtt hinter alle seine buberey vnd Morderische Tadten kommen bin, Ihme auch daruf seine wol verdienten straff habe anlegen lassen."

* * *

Der Münzmeister und Finanzminister Lippold, dessen Hauptfehler darin bestand, daß er seinem Herrn zu treu diente und zu rücksichtslos dessen Interessen im Auge hatte, sich infolgedessen un-

zählige mächtige Widersacher schaffend und den allgemeinen Volksgrimm, der ihm schließlich zum Verderben gereichen mußte, entfesselnd, hatte einen Vorgänger, einen Finanzminister am Hofe Pedros des Grausamen von Spanien im 14. Jahrhundert, namens Samuel ben Meyr ha-Levy aus dem Hause Abulafia, der als Schatzmeister und Ratgeber des Königs gerade wie sein märkischer Kollege zwei Jahrhunderte später eine sehr einflußreiche Rolle spielte, dann aber, als sein Glücksstern erblaßte, gefänglich eingezogen wurde und einen kläglichen Tod unter den Qualen der Folter fand. Wir kennen die Umstände nicht genau, die seinen Sturz herbeiführten, aber es ist höchst wahrscheinlich, daß der Reichtum dieses Arztes sein größtes Verbrechen war.

Aerzte als Czaarinnen-Macher in Rußland.

Wenn wir die Geschichte des Zarenreiches vor unserem geistigen Auge Revue passieren lassen, so erscheint sie uns zuweilen wie ein blutrünstiger Hintertreppenroman mit allerlei grausigen Verschwörungen, Intriguen, Kabalen, schrecklichen Foltern und Morden aller Art. Blutige Kriege, Hungersnöte, epidemische Krankheiten und furchtbare Schicksalskatastrophen gehen Hand in Hand mit Ausbrüchen unerhörter bestialischer Taten, ruchloser Grausamkeiten und raffinierter Verbrechen: Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, sondern Menschenopfer unerhört! Speziell war der Zarenhof gar oft der Schauplatz der entsetzlichsten und blutigsten Auftritte einer ebenso abscheulichen wie gefährlichen Günstlingswirtschaft, und schlaue, listige, gewalttätige, besonders aber durch äußerliche, körperliche Reize und Vorzüge ausgestattete Männer hatten ein sehr ergiebiges Feld ihrer Wirksamkeit, die sich hauptsächlich darauf beschränkte, die Gunst der betreffenden Zarewna zu gewinnen, um dadurch das Reich zu beherrschen, sich zu bereichern und allerlei Akte ausgesuchter Bosheit und Niedertracht zu begehen.

Unter diesen Günstlingen, die sich einen weltgeschichtlichen Ruf erwarben, figurieren auch Aerzte. Der bekannteste unter ihnen war der Graf Johann Hermann Lestocq — geb. am 29. April 1692 in Celle als Sohn eines französischen Refugié und gest. am 23. Juni 1767 in Petersburg —, einer der kühnsten politischen Abenteurer aller Zeiten, dessen Leben und Taten sich wie ein spannender und aufregender Roman lesen.

Lestocq widmete sich der Chirurgie und kam noch jung 1713 nach Rußland, wo er bessere Karriere wie in seiner Heimat zu machen hoffte und es gelang ihm, die Aufmerksamkeit Peters des Großen, dem er als geschickter Chirurg empfohlen wurde, auf sich zu lenken. Der Zar, frühzeitig erkennend, daß intelligente Ausländer allein im Stande seien, das halbasiatische Reich zu einer gewissen Kulturstufe zu erheben, begünstigte den Franzosen auf alle mögliche Weise, eben-

so wie er einen anderen Sohn Frankreichs, Lefort, an sich zog, um durch ihn in der Kriegskunst unterrichtet zu werden. Lestocq mußte ihm allerlei medizinische Kenntnisse beibringen und ihm die Kunst zeigen, wie man die feinen Instrumente der Chirurgie handhaben müsse. Unter der Leitung des Arztes vollführte er dann in der Tat wiederholt chirurgische Operationen. Peter besuchte mit ihm Hospitäler und trug stets ein Etui mit medizinischen und chirurgischen Instrumenten bei sich. Besonders liebte der Zar, Zähne auszuziehen, worin er eine merkwürdige Geschicklichkeit bekundete. In amüsanter Weise erzählt der Historiker Magnus Jakob von Cruisenstolpe in seiner Geschichte der russischen Höfe, wie Peter der Große einmal infolge dieser Leidenschaft von einem seiner Kammerdiener betrogen worden sei. Dieser wollte sich nämlich an seiner Gattin rächen, die er im Verdacht der Untreue hatte. Er zeigte eine betrübte Miene und als der Kaiser ihn fragte, was ihm fehle, antwortete der Kammerdiener, daß er darüber traurig sei, daß seine Frau einen sehr schmerzhaften Zahn besitze, sich aber hartnäckig weigere, ihn herausziehen zu lassen. Peter, voll Eifer die Gelegenheit ergreifend, seine Lieblingskunst auszuüben, begab sich eiligst zu der Kranken und zwang die durch seinen Besuch in nicht geringes Erstaunen Versetzte, sich vor ihm niederzusetzen; sie mußte ihren Mund öffnen und er glaubte wirklich einen Zahn zu entdecken, der kariös war und ihr Schmerzen verursachte. Trotz ihres heftigen Widerstandes und ihrer bestimmten Versicherung, daß sie gar keine Zahnschmerzen habe, riß er ihr den vermeintlichen Uebeltäter mit einem starken Ruck heraus. Einige Tage später durchschaute jedoch der Zar die Betrügerei seines Kammerdieners und prügelte ihn dafür weidlich durch.

Desselben Wohlwollens erfreute sich Lestocq auch seitens der Zarin, der späteren Katharina I., die er 1716 auf ihrer Reise nach Holland begleiten durfte. Aber schon zwei Jahre darauf wurde er wegen leichtfertiger Führung oder, wie andere Historiker behaupten, infolge der Intriguen seiner Feinde unschuldigerweise nach Kasan verbannt. Als Peter der Große starb, befand sich Lestocq im Exil und er behauptete wiederholt, daß die Aerzte, die den Zaren in seiner letzten schweren Krankheit behandelten, durch ihre Unfähigkeit dem Selbstherrscher aller Reußen einen frühzeitigen Tod bereitet hätten. Katharina rief den Verbannten bald nach ihrer Thronbesteigung zurück und ernannte ihn zum Leibchirurgen ihrer Tochter Elisabeth, welche Stellung

er auch nach dem Ableben der Zarewna bei der Großfürstin Elisabeth einnahm. Die Witwe Peters des Großen, bekanntlich von niedrigster Abstammung, hatte doch einen gesunden Menschenverstand und sie erkannte bei Zeiten die außerordentlichen Fähigkeiten des ihr mit großer Treue ergebenen Mannes. Seine einnehmenden persönlichen Eigenschaften, sein liebenswürdiges Wesen, seine große Menschenkenntnis und sein außerordentliches Plaudertalent bereiteten ihr stets Vergnügen, und alle Versuche, die von seinen Feinden unternommen wurden, ihn in den Augen der Monarchin herabzusetzen, scheiterten.

Seit der Tronbesteigung Peters II. Alexewitsch, der in dem zarten Lebensalter von 12 Jahren infolge des Testaments Katharinas I. zum Zaren dekretiert wurde, trieben die Hofintriguen gar üppige Blüten. Die Zarewna hatte die Anordnung getroffen, daß Peter, bis er das Alter von 16 Jahren erreicht, unter einer Vormundschaftsregierung herrschen müßte, die aus ihren Töchtern, den Prinzessinnen Anna und Elisabeth, dem Herzoge von Holstein, dem Fürsten Menschikoff und fünf Senatoren bestehen sollte. Dieser Conseil war jedoch nur ein einziges Mal versammelt. Menschikoff, der nach einem speziellen Artikel des Testaments seinem Monarchen eine seiner Töchter zur Gattin geben sollte, wollte die Alleinherrschaft in dieser Vormundschaftsregierung an sich reißen und da er ein Genie der Intrigue war, gelang es ihm bald, sich zum alleinigen und ausschlaggebenden Ratgeber des jungen Zaren aufzuschwingen. Er waltete seines Amtes mit größter Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit. Alle Persönlichkeiten, die seine Pläne durchkreuzten, wurden verhaftet, geknutet oder nach Sibirien verbannt. Unersättlich war auch seine Habgier und bald bereicherte er sich so auf Staatskosten, daß man ihm nachsagte, er könne von Riga in Livland bis nach Derbent in Persien reisen und dennoch jede Nacht auf einer seiner eigenen Besitzungen ruhen. Auf seinen Gütern zählte er allein mehr als 150,000 Familien von Bauern, beziehungsweise Leibeigenen. Kaiser Karl VI. erhob ihn zum römischen Reichsfürsten und verlieh ihm das Herzogtum Kosel in Schlesien als Lehen. Die Könige von Dänemark, Preußen und Polen ernannten ihn zum Ritter ihrer höchsten Orden und zahlten ihm sehr beträchtliche Pensionen. Gerade als er auf der höchsten Stufe seiner Macht sich befand, wurde der Emporkömmling, der auch den jungen Kaiser wieder-

holt demütigte, von seinen zahlreichen Feinden, unter denen sich auch Lestocq befand, gestürzt. Er wurde des Mißbrauchs seines Amtes und der Verschwendung von Staatsmitteln angeklagt nnd dazu verurteilt, seine übrigen Tage, volle 500 Werste von der Zarenresidenz entfernt, in einer Wüste an der äußersten nördlichen Grenze Sibiriens und in dem rauhesten Klima desselben zu verbringen. Ein Offizier begegnete dem gestürzten Machthaber einst in einer elenden Hütte Sibiriens. Dieser Offizier war zwar ehemals Adjutant des Fürsten, aber dieser hatte sich so verändert, daß der Adjutant ihn nicht mehr wieder erkannte.

„Wie? Kennst du mich?“ fragte der Offizier.

„Und du“, sagte Menschikoff, „kennst du denn Alexander nicht mehr?“

„Was für einen Alexander?“ lautete die Antwort. „Einen kenne ich und muß es wohl, da ich unter ihm gedient habe.“

„Nun wohl, er steht ja hier vor dir!“ entgegnete Menschikoff.

„Das muß wohl ein Unglücklicher sein, der den Verstand verloren hat“, dachte der Offizier. Aber dieser Unglückliche führte ihn zu einer Luftluke in der Wand der Hütte, durch welche nur ein schwacher Schimmer von Tageslicht einzudringen vermochte und sagte:

„Betrachte mich jetzt genau und suche dir die Züge deines ehemaligen Generals recht ins Gedächtnis zurückzurufen.“

„Ach, mein Fürst!“ rief nun der Offizier bestürzt uud überrascht. „Durch welche Begebenheiten ist Eure Hoheit in diese Stellung versetzt worden, in der ich Sie zu sehen unendlich bedauere?“

„Ich bin nicht mehr weder Fürst noch Hoheit!“ unterbrach ihn Menschikoff. „Als Bauer bin ich geboren und Gott, der mich mit allen erdenklichen Vorzügen der Erde überhäuft hat, hat mich nun wieder in meine erste Lage zurückversetzt.“

Nach Menschikoff kamen andere Günstlinge, wie z. B. der Fürst Alexei Gugorjewitsch Dolgoruki, der des Herrschers Hang zu sittenlosem Treiben und zur Faulheit begünstigte und ihn zu den tollsten Streichen veranlaßte.

Als der letzte männliche Romanow in seinem 15. Lebensjahre an den Pocken starb, bot Lestocq seinen ganzen Einfluß, sein ganzes erfinderisches Genie auf, um seine Geliebte, die Großfürstin Elisabeth, auf den Thron zu erheben, was ihm freilich nicht sogleich glückte, denn zuerst gelang es dem Baron Ostermann, durch

List und Intriguen aller Art die seit 18 Jahren außerhalb Rußlands lebende Tochter des Zaren Iwan II. Alexejewitsch, Anna Iwanowna, eine verwittwete Herzogin v. Kurland, als Kaiserin von Rußland krönen zu lassen. Doch war sie nicht die eigentliche Herrscherin, sondern ihr Herzensfreund Ernst Johann Biron, ein Kurländer niederster Herkunft, den sie zum Reichsgrafen erhob, und der sich à la Menschikoff maßlos bereicherte, den Adel mißhandelte und mit dem Beil und der Knute regierte. Viele Tausende ließ er töten und über 20000 Personen verschickte er nach Sibirien. Biron, der es zum Herzog von Kurland gebracht hatte, war vorsichtiger wie alle Günstlinge und Liebhaber der Zarin vor ihm und mit größter Bedachtsamkeit ging er zu Werke, um seine Macht auch über den Tod Annas hinaus zu sichern. Diese lag im Sterben und war nicht mehr bei Besinnung, als sie das Aktenstück unterschrieb, mit welchem sie Biron die Regentschaft für ihren kleinen, drei Monate alten Knaben Iwan übertrug. Nach ihrem Tode legte sich der Reichsverweser Biron den Titel Kaiserliche Hoheit bei und schaltete noch toller als früher. Jetzt konnte er seiner Habsucht und Rachgier noch ungenierter die Zügel schießen lassen und im Taumel des Erfolges vergaß er die bis dahin beobachtete Klugheit und beleidigte die Prinzessin Elisabeth Petrowna aufs tödlichste. Nun sah Lestocq die Zeit gekommen, seinen längst gehegten sehnlichsten Wunsch zu verwirklichen, um seine Herrin Elisabeth Petrowna auf den Thron zu bringen. Er verband sich mit dem Feldmarschall Münnich und dieser drang mit Soldaten in der Nacht zum 20. November 1740 in das Palais des Reichsverwesers. Dieser wurde aus dem Bett gerissen, gebunden und halb nackt nach dem Winterpalais gebracht. Das Gleiche widerfuhr seiner Frau und seinen drei Kindern. Seine Güter und sein riesiges Vermögen zog man ein. Man verurteilte ihn zum Tode, doch wurde er zu lebenslänglicher Verbannung nach Pallym in Sibirien begnadigt. Noch im letzten Augenblicke drohten alle Berechnungen und kühnen Unternehmungen Lestocq's zu Schanden zu werden, denn statt der Elisabeth riefen die Truppen die Prinzessin Anna v. Braunschweig zur Reichsverweserin während der Zeit der Minderjährigkeit ihres Sohnes des Zaren Iwan aus — doch dieses Intermezzo entmutigte ihn nicht und er verstand es, die Armee sowohl wie einige einflußreiche Verschwörer für Elisabeth Petrowna zu gewinnen. Diese war nämlich beim Heere sehr beliebt, aber sie verdankte die Volks-

tümlichkeit nicht ihren Tugenden, sondern ihren Lastern. Ihre grobsinnlichen Ausschweifungen mit schönen Unteroffizieren und Soldaten der Garde hatten sie sehr populär gemacht. Als echte Russin trank sie mit ihnen Branntwein und fraternisierte mit ihnen auf jede mögliche Weise. Die Pläne Lestocqs wurden auch von dem französischen Gesandten am russischen Hof La Chetardié, einem ränkelustigen Diplomaten, unterstützt. Dieser war mit dem Leibchirurgen Elisabeths sehr befreundet und die Gewandtheit und Geschicklichkeit Lestocq's flößte dem Vertreter Frankreichs großes Vertrauen ein. Es lag damals im Interesse dieses Landes, wie Crusenstolpe mit Recht bemerkt, durch Parteistreitigkeiten und Palastintriguen Rußlands Macht zu paralysieren, um zu verhindern, daß es die habsburgische Kaiserin Maria Theresia unterstütze, die damals gerade nach ihres Vaters Tode von allen Seiten angegriffen und hart bedrängt wurde.

Vergebens waren die Warnungen, die der Regentin Anna seitens des österreichischen und englischen Gesandten zu teil wurden, die ihr rieten, die Prinzessin Elisabeth verhaften zu lassen. Sie beging vielmehr die Unvorsichtigkeit, bei einem Hoffeste der Prinzessin wegen ihrer Aufführung Vorstellungen zu machen. Diese leugnete natürlich alles und beteuerte unter Tränen ihre unverbrüchliche Treue und Ergebenheit. Es glückte ihr auch, ihre Unschuld so hinzustellen, daß die weichgestimmte Anna selbst mit ihr Zähren vergoß. Elisabeth teilte gleich darauf Lestocq alles auf das Genaueste mit und dieser sah, daß Gefahr im Vorzuge sei und daß sofort gehandelt werden müsse. Nun zeigte sich der Leibarzt Elisabeth Petrownas als ein ebenso energischer wie kluger Staatsmann, der sich namentlich auf die Psychologie des weiblichen Herzens vortrefflich verstand. Crusenstolpe schildert den Sturz Annas und die Erhebung Elisabeths zur Kaiserin mit folgenden dramatischen Worten:

„Lestocq begab sich am folgenden Morgen zu Elisabeth und zeigte ihr ein Papier, auf dem sich ein Portrait von ihr mit der Krone und den übrigen kaiserlichen Insignien befand. Auf der entgegengesetzten Seite zeigte sich wieder ein Bild von ihr, aber das Antlitz war mit einem Schleier bedeckt und in der Umgebung alle erdenklichen klösterlichen Züchtigungsinstrumente.

„Wählen Sie, Madame!" sagte Lestocq, „entweder Kaiserin oder in einem Kloster eingeschlossen zu werden, in welchem Sie ver-

ſchmachten müſſen oder höchſtens ſehen können, wie Ihre treueſten Diener am Galgen oder durch das Beil des Büttels ſterben müſſen."

Die Verſchworenen beſchloſſen darauf, daß ſchon in der zunächſtfolgenden Nacht der entſcheidende Schlag geführt werden ſollte. Zur beſtimmten Stunde fand ſich Leſtocq in Eliſabeths Kabinet ein. Die Prinzeſſin bebte und zögerte, aber der eifrige Franzoſe überzeugte ſie davon, daß jetzt, ſoweit wie die Angelegenheit einmal gediehen ſei, viel mehr Gefahr im Verzuge als in der kühnen Ausführung ihres Planes liege. Eliſabeth beugte nun ihre Kniee vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und betete eifrig zu derſelben, die reine Gottesmutter um ihren Beiſtand bei der Ausführung ihres verbrecheriſchen Planes anflehend. Dann ſtand ſie auf, legte ſich das Großkreuz des Katharinenordens an und erklärte ſich bereit, mitzugehen. Graf Woronzow und Leſtocq ſtellten ſich Beide hinten auf ihren Schlitten. Sie kamen in der Mitternachtsſtunde vor der Kaſerne der Preobraſhinskiſchen Grenadiere an. Dreißig Teilnehmer der Verſchwörung aus dieſem Regimente ſammelten ſchnell aus den Eliſabeth zugetanen Unteroffizieren und Grenadieren bis dreihundert Mann. Die Prinzeſſin machte ihnen perſönlich Mitteilung von ihren Beſchlüſſen und Veranſtaltungen, und ſie erklärten ſich darauf ſogleich bereit, für ſie zu ſterben, verhafteten die Offiziere, die nicht zur Verſchwörung gehörend in der Kaſerne anweſend waren und ſchwuren ihr den Eid der Treue.

Nach dieſem glücklich durchgeführten erſten Schlage ſtellte ſich Eliſabeth an die Spitze der kleinen Truppe und marſchierte nach dem Palaſte der Regentin. Dort wurden vor allen Türen Wachen aufgeſtellt, und dreißig Soldaten drangen bis in das Zimmer vor, in welchem die Regentin Anna und ihr Gemahl lagen. Sie befahlen dieſer Prinzeſſin in Eliſabeth's Namen, aufzuſtehen und ihnen zu folgen, ihr kaum Zeit laſſend, ſich einen Mantel überzuwerfen. Sie verlangte, mit Eliſabeth reden zu dürfen, doch wurde es ihr verweigert. Der Prinz ſah die Soldaten ſeine unglückliche Gattin fortſchleppen und fühlte es bitterlich, daß ſowohl ſie als auch er verloren waren. Wenig bekleidet wurde er dann gleichfalls von drei Grenadieren hinunter in einen wartenden Schlitten geführt. Der junge Kaiſer Iwan, ebenſowenig im Stande, die verfloſſene Größe ſeiner ihm geraubten Stellung wie die des Unglückes, das nun ſeiner harte, zu begreifen, lag in einem ſtillen Schlummer. Die

Soldaten stürmten auch in sein Zimmer hinein, jedoch wurde ihnen befohlen, die Unschuld zu respektieren, ruhig mußten sie an seiner Wiege sein Erwachen abwarten. Nach einer Viertelstunde schlug Iwan die Augen auf. Alles suchte sich nun begierig des Kindes zu bemächtigen, das noch einige Augenblicke zuvor Kaiser gewesen war. Das Kind schrie beim Anblick der Soldaten erschreckt auf. Die Amme stürzte hervor, bleich und bebend, umfaßte das Kind mit ihren Armen, drückte es an ihre Brust und wurde mit ihm von den Grenadieren fortgeführt. Annas Feindin, Julie von Mengden, wurde ebenfalls in den Palast Elisabeths transportiert.

Die Zarewna zeigte sich als eine dankbare Herrscherin dem Königsmacher gegenüber. Sie ernannte ihn zum Wirklichen Geh. Rat, ersten Leibarzt und Direktor der medizinischen Kanzlei. Sein Einfluß stieg immer höher und alle Welt buhlte um seine Gunst. Leider zeigten sich nunmehr, da seine Pläne in Erfüllung gegangen waren, die vielen Schwächen seines Charakters, zu denen besonders die Habgier gehörte. Seitens der diplomatischen Vertreter Frankreichs, Preußens und Englands in Petersburg heimste er viele Gelder ein, um ihre Interessen bei der Zarewna zu vertreten und schon in kurzer Zeit häufte er sich ein großes Vermögen an. Nach berühmten Mustern suchte er die wirklichen oder angeblichen Feinde der Kaiserin unschädlich zu machen, indem er Verschwörungen entdeckte, wodurch er einerseits sein Ansehen und seinen Einfluß vermehrte und andererseits seine Taschen füllte. So entdeckte er z. B. eine angeblich durch Elisabeths Staatsdame, Natalia Feodorowna Lopuchin, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, und ihren Gatten, einen General-Leutnant und ihren Sohn, einen Oberst-Leutnant, angezettelte Verschwörung. In der Nacht vom 4. zum 5. Aug. 1743 wurde diese Familie verhaftet, auf die Folter gespannt und vor Elisabeths Augen geknutet. Die Kaiserin haßte ihre Staatsdame, nicht aus politischen, sondern lediglich aus persönlichen Gründen, denn Natalie war bildschön und verdunkelte die eitle Zarewna. Elisabeth ließ ihre Staatsdame auf das Schaffot bringen und völlig entkleiden, dann erhielt Natalie zwanzig Knutenhiebe, so daß ihr Blut dahinströmte; sie spie voll Verachtung nach den Zuschauern und Senatoren aus, man durchbohrte ihre Zunge mit glühenden Eisen, schnitt sie ab und schickte die Unglückliche, die sich Mutter fühlte, im September mit ihrem Mann, der ganz der Zunge beraubt

wurde, ins Exil nach Salenginsk; auch dem Sohne wurde die Zunge ausgerissen und er nach Ochotsk verbannt.

Die Gattin des Oberhofmarschalls Bestuschew-Rjumin, Anna Gawrilowna Golowkin, verwitwete Gräfin Jaguschinsky, die über die eitle Kaiserin gespottet hatte, wurde gleichfalls auf Lestocqs Befehl als Verschwörerin verhaftet, geknutet, der Zunge beraubt und nach Jakutsk verbannt, wo sie starb.

Die europäischen Höfe beeilten sich, den allmächtigen Leibarzt der Zarewna bei guter Laune zu erhalten, indem sie ihm allerlei Gunstbezeugungen zuwendeten. Kaiser Karl VII. z. B. erhob ihn 1744 in den Reichsgrafenstand und andere Fürsten überschütteten ihn mit Ehren und Auszeichnungen aller Art.

Ohne Zweifel war er der Liebhaber der ausschweifenden Elisabeth, die jedoch gern ihre Anbeter wie ihre Handschuhe wechselte, und als der Großkanzler Bestuschew ihre ausschließliche Gunst gewann und sie vollkommen beherrschte, wurde es diesem leicht, in ihren Augen seinen früheren Wohltäter Lestocq zu verdächtigen. Elisabeth begann nun, das Vertrauen zu ihrem Leibarzt zu verlieren und unter dem Vorwand, seinen vertraulichen Beziehungen zu dem Thronfolger lägen verräterische Absichten zu Grunde, ließ sie ihn im November 1748 verhaften, all seiner Aemter entkleiden, seine Güter konfiszieren und, nachdem er die Knute am eigenen Leibe hatte spüren müssen, nach Sibirien schicken — ein betrübendes Beispiel für diejenigen, welche auf die Dankbarkeit und das Erkenntlichkeitsgefühl einer verliebten Zarin rechnen!

Der Nachfolger Elisabeths, Peter III., rief ihn 1763 aus seinem Exil zurück, ohne ihm jedoch sein inzwischen verloren gegangenes großes Vermögen zurückerstatten zu können. Seinen Rang und den Grafentitel erhielt er zwar wieder, doch wurde die Sehnsucht seines Herzens, aufs neue ein Staatsamt zu bekleiden, nicht erfüllt. Lestocq führte von nun an ein sehr stilles Leben in Petersburg und bewies sich als ein Philosoph, der die Lehren der Vergangenheit sehr wohl zu beachten wußte und sich hütete, aufs neue in Intriguen und Kabalen sich einzulassen. Der Zar bezeigte ihm bei vielen Anlässen sein Wohlwollen, auch nahm er wiederholt seinen ärztlichen Rat in Anspruch. Auch Katharina II., die nach dem Sturz und der Ermordung ihres Gemahls den Thron bestieg, hatte große Sympathie für den geistvollen Arzt. Sie verlieh ihm unter anderem eine Pension

von 7000 Rubel jährlich und Ländereien in Livland, nicht minder fand ſie an dem Aeußern des noch im Alter ſtattlichen und einnehmenden Mannes Gefallen. Als Leſtocq am 23. Juni 1767 zu St. Petersburg ſtarb, wurde er auf Staatskoſten beerdigt, und in ihren Briefen an Diderot, Voltaire, Grimm und andere ihrer berühmten franzöſiſchen Freunde ſprach ſich die Kaiſerin über den Geiſt, die Treue und das chevalereske Weſen des Jüngers Galens mit den anerkennendſten Worten aus.

Skandinavische Aerzte.

Eine der eigenartigsten, außerordentlichsten Erscheinungen in der neuen Geschichte Dänemarks ist der dänische Staatsmann Johann Friedrich Graf v. Struensee — geboren 5. August 1737 in Halle a. S. und gestorben, d. h. „eines großen heldenmütigen Verbrechens wegen" grausam hingerichtet, am 28. April 1772 in Kopenhagen —, ein Opfer der politischen Leidenschaften und der Parteien seines zweiten Vaterlandes, aber zugleich auch ein Opfer seiner eigenen Unvorsichtigkeit und seiner Herzensneigungen, denen er ohne Rücksicht auf das Staatswohl und die öffentliche Moral die Zügel schießen ließ. Sein ganzes Leben gleicht einem spannenden Roman. Vom einfachen deutschen Arzt stieg er zum allmächtigen Minister eines fremden Staates empor und wie glänzend sein Emporkommen war, so tragisch gestaltete sich sein Untergang. Michael Beer, Heinrich Laube und noch manche Andere machten sein Schicksal zum Gegenstand gleichnamiger Trauerspiele. Mag man auch vom Standpunkt der bürgerlichen Moral sein Schalten und Walten, namentlich aber seine Beziehungen zu der Königin Karoline Mathilde v. Dänemark, wie immer beurteilen, so muß man doch sagen, daß er als Mensch wie als Staatsmann eine incommensurable Größe war, die nur mit sich selbst verglichen werden kann und an die ein ganz anderer Maßstab angelegt werden muß, wie an die vielen Günstlinge, Intriguanten und Streber, die, durch Frauengunst emporgekommen, durch allerlei Gewaltmittel und Kabalen sich im Sattel hielten und ihre Herrschaft dadurch zu befestigen suchten, daß sie ihre Gegner in den Staub traten, ohne jedoch das Staatsinteresse zu fördern. Treffend beurteilt einer der objektivsten und besonnensten deutschen Biographen Struensees, Prof. Dr. Karl Wittich *), die Persönlichkeit seines Helden mit den Worten:

---

*) Struensee. Leipzig 1879.

„Nicht weniger als von Wallenstein, galt und gilt von Struensee jener Ausspruch des Dichters: auch sein Charakterbild schwankt zwischen der Parteien Gunst und Haß in der Geschichte. Auch zu Struensees Verherrlichung und Verurteilung ist, wie zu derjenigen Napoleons III., „das Wörterbuch in seinem ganzen Umfange" erschöpft worden. In den Augen seiner politischen Apologeten ein erleuchteter, genialer, unsterblicher Staatsmann, ein Bannerträger der neuen Zeit, dem das Volk der Dänen unzählige Verbesserungen und Wohltaten verdanke, ist er andererseits nach dem Verdikte seiner strengen Gegner von ehemals wie von heute nichts als ein dreister Abenteurer, der, von einer Laune des Geschickes emporgetragen, mit einem in der Weltgeschichte unerhörten Leichtsinn das Ruder des Staates ergriffen, ein frivoler Egoist, der nur zu herrschen, keineswegs aber ernstlich zu verbessern gedacht habe. Als Mann des Umsturzes ist er von den Heißspornen der gegnerischen Richtung schlechtweg zu einem despotischen Ungeheuer, zu einem Verbrecher an der dänischen Nation gestempelt worden. Und wieder für den nämlichen Mann haben sich constitutionelle, sogar demokratische Publizisten wie für einen Märtyrer der Bürgerfreiheit begeistern können. War er in sich selbst ein so widerspruchsvoller Charakter? Jedenfalls sind die Zeit, der er angehörte, und der Staat, dem er diente, um ihn zu regieren, beide reich an grellen Contrasten gewesen."

Im übrigen kann man das Leben und Wirken Struensees nur vom kulturgeschichtlichen Standpunkt, d. h. im Zusammenhang mit seiner Zeit und den komplizierten Verhältnissen in Dänemark, beurteilen und auch von ihm gilt das oft gebrauchte Wort: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen."

Struensee wurde als Sohn eines pietistischen deutschen Pfarrers geboren und zeigte schon in frühester Jugend hervorragende geistige Anlagen. Er studierte in seiner Vaterstadt Halle a. S. Medizin, errang bereits mit 20 Jahren den medizinischen Doctorgrad und wurde 1758 Stadtphysikus zu Altona. Nicht allein der Praxis seines Berufes widmete er sich mit Eifer, sondern auch die Naturwissenschaft und Philosophie interessierten ihn lebhaft und die Probleme derselben bildeten den Gegenstand seines Studiums. Anatomie, Physik, Physiologie und Methaphysik zogen ihn mächtig an. Ein echtes Kind seiner Zeit, der Aufklärungsperiode, verneinte er die Macht der höheren ethischen Ideen und huldigte dem Sensualismus

und Materialismus, der nüchternen Verständigkeit, das menschliche Dasein und die Welt wie ein Rechenexempel behandelnd.

In Altona begann er auch seine literarische Tätigkeit. Er gründete dort mit einigen Gesinnungsgenossen eine volkstümliche Zeitschrift von philantropischen Tendenzen, betitelt: „Monatsschrift zum Nutzen und Vergnügen." Seine Hinneigung zur Satire, die ihn alle Zeit kennzeichnete, bekundete er bereits in diesem Blatte. So veröffentlicht er z. B. ein Epigramm an die Fürsten, also lautend:

„Ihr heißt mit Recht die Götter unsrer Erde;
Denn ihr erschafft — die schöne Tat!
Ihr sprecht nur ein allmächtig: Werde,
Schnell wird aus dem Lakai — ein Rat."

Seine literarischen Arbeiten ließen ihm aber noch Zeit zu einer ausgebreiteten Praxis. Nachdem es ihm gelungen war, die an den Pocken schwer erkrankte Gemahlin des ihm befreundeten genialen, aber sittenlosen Grafen Schack zu Rantzau-Ascherberg zu heilen, erwarb er sich bald einen großen Ruf als geschickter Arzt und namentlich rissen sich die hochadeligen Familien Holsteins um ihn. Er wurde der Modearzt der Aristokratie. Auch sein Aeußeres nahm für ihn ein. Er war ein hübscher und stattlicher Mann, überaus schön gewachsen, hatte hellbraunes Haar, blaue, durchdringende und funkelnde Augen, war von ungezwungenem, angenehmem Wesen, dienstwillig, aufrichtig und von außerordentlichem Humor. Ein vorzüglicher Gesellschafter, übte er hauptsächlich auf die Frauen eine geradezu faszinierende Wirkung aus und wurde ihnen gefährlich. Diesen seinen adeligen Gönnern hatte der junge Arzt es zu verdanken, daß der König Christian VII. von Dänemark — geboren 29. Januar 1749 und gestorben 13. März 1808 — ihn zu seinem Reisearzt erwählte und mit ihm die Reisen durch Deutschland, Frankreich und England machte. Ursprünglich von guten Anlagen, führte der Dänenkönig ein ausschweifendes Leben, das ihn bald sinnesschwach und regierungsunfähig machte, so daß er zum Spielball seiner Umgebung, besonders aber seiner Günstlinge, werden mußte. Furcht und Eitelkeit waren die eigentlichen Triebfedern dieses unglückseligen Monarchen. Die Zeitgenossen schildern ihn auch als herzlos. So sagt z. B. Dorothea Biel: „Der grausame Zwang, in dem man ihn als Kronprinzen hielt, die unmenschlichen Züchtigungen, denen er bei den mindesten Vorgängen unterworfen war, flößten ihm

nicht allein eine gräßliche und unüberwindliche Angst ein, sondern verschlossen zugleich sein Herz vor den Stimmen des Mitleids —, denn wie sollte er, der niemals Mitleid fand, Mitleid empfinden können?"

Seit dem 1. Oktober 1766 war Christian VII. mit seiner Cousine Karoline Mathilde, einer englischen Prinzessin, verheiratet. Er behandelte seine schöne, geistvolle, feingebildete, wenn auch sinnliche Gemahlin sehr roh und vernachlässigte sie auch dann noch, als sie ihm zwei Jahre nach der Ehe den späteren Friedrich VI. geboren hatte. Während der König wegen seines tollen Gebahrens und seiner würdelosen Haltung im Lande wenig beliebt war, gewann die junge Monarchin bald die Herzen Aller. Ihr sanftes nnd heiteres Gemüt, ihre herzliche Freundlichkeit gegen Geringere und ihr fröhliches Wesen gefielen allgemein.

Als ärztlicher Reisemarschall seines Monarchen hatte der ehrgeizige Struensee die beste Gelegenheit, den Charakter, die Ansichten und die Eigenarten Christians VII. zu studieren und da er ein guter Menschenkenner war, gelang es ihm bald, die Gunst desselben zu gewinnen. Dem König gefiel sein liebenswürdiger und lustiger Leibarzt, der nie ein Spaßverderber war, nie den rauhen nnd groben Arzt hervorkehrte, sondern sich stets als ein eleganter und schmiegsamer Hofmann gab. Sorgfältig wachte er über die Gesundheit des Monarchen. Er vermied anfänglich politische Erörterungen, um den Neid derjenigen, die an den Unterhaltungen des Königs mit seinem Telemach Anstoß nahmen, nicht aufkommen zu lassen. In kluger Weise unterließ er es auch, aus seiner Stellung Nutzen zu ziehen und Gunsterweisungen für sich oder seine Freunde zu erlangen. Doch benutzte er das Vertrauen seines Königs, um in ihm die Lust zur Beschäftigung zu erwecken und seinem Leben eine geregelte Ordnung zu geben. Da er seine Mahnungen, wie gesagt, nie vordringlich und gravitätisch, sondern stets mit dem ganzen Zauber seiner außerordentlichen Unterhaltungsgabe vorbrachte, verfehlten seine Worte die Wirkung auf Christian VII. nicht, der ihn von Tag zu Tag immer mehr lieb gewann und ihn in seiner Umgebung nicht mehr missen wollte. Er ernannte ihn deshalb am 12. Mai 1769 zum Wirklichen Etatsrat, wodurch er hoffähig wurde, d. h. an allen Hoffesten sich beteiligen konnte, die damals nur für die Mitglieder der drei ersten Rangklassen in Dänemark zugänglich waren. Als der König und seine

Gemahlin im Sommer des genannten Jahres auf Schloß Friedrichsberg reſidierten, wohnte auch Struenſee dort, und ſo fand er treffliche Gelegenheit, mit allen Perſonen des Hofes bekannt zu werden und ihre Charaktere näher zu ſtudieren.

Wie die Gunſt des Königs, ſo erwarb ſich der Leibarzt in noch höherem Grade auch bald die der Königin, die lebhaftes Intereſſe an ſeinem Umgang fand und ſich ſowohl durch die geiſtigen wie die phyſiſchen Vorzüge des ihr von vornherein ſympathiſchen Mannes angezogen fühlte. Als Lektor des Königs und der Königin und Erzieher des Kronprinzen hatte er oft Gelegenheit, in der Nähe des Königspaares zu weilen, und es muß ihm zur Ehre nachgeſagt werden, daß er anfänglich mit Eifer bemüht war, ein beſſeres Verhältnis und ein harmoniſcheres Einvernehmen zwiſchen Chriſtian VII. und Karoline Mathilde herzuſtellen, was ihm denn auch gelang. Mit ſeinen Erfolgen wuchs auch ſein Ehrgeiz immer mehr, und er gewann die Ueberzeugung, daß er der eigentliche, gleichſam providentielle Mann für Dänemark ſei, um in dem zerrütteten Lande geordnetere Verhältniſſe herzuſtellen und die Kultur desſelben mächtig zu fördern. Um ſeine Herrſchaft zu ſichern, war er darauf bedacht, die bisherigen einflußreichen Günſtlinge und Miniſter vom Hofe zu entfernen, ſo zuerſt den Grafen von Holck, der den König zu allerlei Ausſchweifungen und törichten Streichen verführt hatte und an deſſen Stelle ſeinen Freund, den Kammerjunker Brandt, als königlichen Geſellſchafter zu plazieren. Auf ſeine Veranlaſſung erhielt der verdienſtvolle Miniſter Graf Bernſtorff ſeine Entlaſſung, und Ende des Jahres 1770 hob er ſogar den ganzen Staatsrat auf.

Der ſcharfſinnige Struenſee hatte bald erkannt, daß das Herz Karoline Mathildes ebenſo für ihn ſchlage, wie ihre Seele voll Bewunderung für ihn erfüllt war. Während andere Günſtlinge durch Intriguen ihre Intereſſen zu erreichen ſuchten, zeichnete er ſich ihr gegenüber durch außerordentliche Offenheit, Freimütigkeit und Begeiſterung für ihre geiſtigen und phyſiſchen Vorzüge aus. Sein hoher Verſtand, ſeine ſeltene Bildung, ſeine Umgangsformen, ſeine Art zu ſprechen, vor allem aber ſeine gewinnende und echt männliche Erſcheinung gefielen ihr außerordentlich, und indem ſie unwillkürlich zwiſchen ihm und ihrem gekrönten Gemahl Vergleiche anſtellte, mußte natürlich dieſer den Kürzeren ziehen. Ihrer Protektion hatte er es in erſter Linie zu danken, daß er ſo raſch ſtieg und alle Günſtlinge

und Höflinge verdrängte. Im Verein mit der Monarchin herrſchte er unumſchränkt, denn er verſtand es in unauffälliger Weiſe, den ſchwachen König von den Staatsgeſchäften fern zu halten.

Groß war die Erbitterung des däniſchen Adels, der es ihm nicht vergeben konnte, daß er, ein obſkurer Wundarzt, die Herrſchaft im Lande an ſich geriſſen und ſeine Macht in den Schatten ſtellte. Die Zungen der Verleumder fingen zu ziſcheln an, und der Ruf der Königin Karoline Mathilde wurde von den geſtürzten Höflingen und erbitterten Ariſtokraten ſyſtematiſch untergraben. Bald erzählten die Spatzen auf den Dächern, daß ſich zwiſchen der Monarchin und ihrem Leibarzt ein näheres intimes Verhältnis entſponnen habe, und da ſie kein beſonders hervorragendes diplomatiſches Talent hatte und durch ihr ganzes Benehmen nur zu ſehr verriet, daß ſie Struenſee aufrichtig, zärtlich und innig liebte, hatten die geſchworenen Widerſacher des Königspaares, beſonders aber des neuen Günſtlings, gewonnenes Spiel. „Man wollte bemerken“ — ſagt Profeſſor Dr. Karl Wittich *) —, „daß ſie ihre Blicke nicht von ihm wandte; ſie bevorzugte ihn bei jeder Gelegenheit, tanzte auf den Feſtlichkeiten beſonders oft mit ihm, promenierte an ſeiner Seite und mit ihm allein zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde. Zumal auf den Jagden, die ſie leidenſchaftlich liebte und bei denen ſie in extravaganter Kleidung erſchien, mußte er fortan ihr ſtändiger Begleiter ſein. Sie war doch gar zu unvorſichtig! Nur einer war dabei vollkommen gleichgiltig — der König, der als Ehemann nach der Mode alles in der beſten Ordnung fand. Die Königin, äußerte er, ſolle ſich ihre franzöſiſche Laune nicht verderben laſſen. Ohne Liebe, ohne die Fähigkeit einer nachhaltigen Neigung, war er auch ohne Eiferſucht; ohne Empfindung für die Hoheit ſeiner Würde, war er auch ohne Empfindung für Spott und Schmach. Je widerwärtiger ihm ſeine alten Günſtlinge geworden, deſto zufriedener war er mit dem neuen.“

Der ſinnliche Struenſee liebte auch ſeinerſeits die Königin; doch war dieſe Liebe für ihn nicht Selbſtzweck, ſondern nur aus dem Grunde für ihn von Wert, weil er ſich dadurch in ſeiner Machtſtellung für immer zu behaupten hoffte. Ihn leitete und drängte ſtets das Gefühl des Ehrgeizes; zu regieren und zu reformieren und Dänemark groß und mächtig zu machen, war das Ziel, das ihm vorſchwebte.

---

*) A. a. O., Seite 50 ff.

Der königliche Leibarzt wurde im Juli 1771, nachdem er ohnehin schon die Geschäfte des Landes geleitet hatte, offiziell zum Geheimen Kabinettsminister ernannt. Als solcher verfolgte er in der auswärtigen Politik eine ganz neue Richtung. Während bis dahin Dänemark unter dem Einflusse Rußlands stand, bemühte er sich, das Land von russischer Einwirkung frei zu machen und dafür mit dem stammverwandten Schweden eine engere Verbindung herzustellen. Es waren dies unbedingt vernünftige Grundsätze, zumal er als sein Prinzip aussprach, daß Dänemark mit allen Mächten in Frieden leben müsse, um sich desto ungestörter den Werken innerer Reformen hingeben zu können — aber seine besten und lautersten Bestrebungen und Absichten wurden verdächtigt, und man setzte alle Hebel in Bewegung, um ihn als einen Mann hinzustellen, der das Land ins Verderben stürzen und in einen Krieg mit Rußland hetzen wolle.

Auch im Innern wollte er augenscheinlich nur Gutes schaffen. Ihm schwebte als Ideal Friedrich der Große von Preußen mit seinem aufgeklärten Despotismus vor und nach diesem klassischen Muster suchte er die kulturellen, geistigen und industriellen Kräfte seines Adoptivvaterlandes zu fördern und zu entwickeln, um dadurch gewerbliche Tätigkeit, Wohlstand und freiheitliche Bildung zu begründen. Er glaubte sich zum Heiland eines Landes berufen, dessen Adel und Stände er verachtete und dessen Bürgern er Fleiß, Kenntnisse und Tatkraft absprach. „Alles ist fehlerhaft in der Regierung dieses Staates" — äußerte er einmal im vertraulichen Gespräch —, „ich werde keinen Stein auf dem andern lassen!" Und so warf er sich denn mit der ganzen Elastizität und Energie eines vielseitigen Geistes auf die Durchführung seiner Pläne und führte mit einer geradezu beängstigenden, krankhaften Hast und einer keine Grenzen kennenden Rücksichtslosigkeit gar manche heilsamen Reformen auf dem Gebiete der Finanzen, der Industrie, des Handels, der Justiz, des Unterrichtswesens ꝛc. ein. Es gebührt ihm das Verdienst, daß er die Frondienste des leibeigenen Bauernstandes auf ein bestimmtes Maß feststellte, die gar zu strengen Strafgesetze milderte und vor allem die Folter abschaffte. Dem dänischen Rang- und Titelwesen und dem Ueberwuchern falscher Ehre wirkte er aufs kräftigste entgegen, indem er den Grundsatz aussprach und betätigte, daß fortan nur Männer von wirklichem und anerkannten Verdienste eines „Charakters" und einer Standeserhöhung gewürdigt werden sollten,

Er veranlaßte den König, eine Kabinettsordre zu erlassen, die eine uneingeschränkte Preßfreiheit proklamierte, von der Voltaire, der berühmteste Schriftsteller seiner Zeit, so entzückt war, daß er Christian VII. einen überschwänglichen, poetischen Glückwunsch sandte. Aber nur die Bauern, deren drückende Lasten und Abgaben er verminderte, jubelten ihm entgegen. Sie begrüßten seine Reformen mit „trunkenem Beifall", wie es in einem diplomatischen Bericht jener Tage heißt. In seiner Eigenschaft als Arzt und als medizinischer Denker war Struensee wie geschaffen, heilsame Institutionen für die Unglücklichen, Armen, Elenden und Kranken zu schaffen. Was er für die öffentliche Gesundheitspflege in Dänemark tat, wird ihm für alle Zeit unvergessen bleiben. Er reorganisierte die Hospitäler, ließ durch das Aerzte-Kollegium eine Pharmacopoe ausarbeiten und machte die Blatternimpfung obligatorisch. Nur etwa $1^1/_2$ Jahre dauerte die Herrschaft dieses Mannes in Dänemark und schon in dieser kurzen Spanne Zeit hat er eine reformatorische Wirksamkeit entfaltet, die geradezu erstaunlich genannt werden muß. „Es waren" — wie sein Biograph Karl Wittich treffend schreibt — „lauter wichtige Streiche gegen den Feudalismus, gegen den Nepotismus und gegen den Schlendrian. Was ein gräfliches Regiment, die Oligarchie seiner Vorgänger trotz ihres Ansehens im Staate entweder nicht gewollt oder gekonnt hatte: der bürgerliche Fremdling, dieser homo novus, der nie im Staatsdienst beschäftigt gewesen, tat es mit einem Wort, mit einem Federstrich, kräftig und klar zu gleicher Zeit. Es war als ob ein Zauber den alten Bann löste und die verrosteten Ketten zerbrach. Ein frischer, belebender Hauch wehte durch Dänemark und die Herzogtümer. Von Struensee, dem Arzt, hat Rantzau erklärt: „Er habe das Genie, welches die Wissenschaft, die Erfahrung ersetzt." Hätte man dies nun nicht gleichfalls von Struensee, dem Staatsmann, sagen dürfen? Auch Fernerstehende bewunderten zum mindesten seinen starken Willen, seinen hellen Geist, seine unermüdliche Tätigkeit." *)

Neben nützlichen, wohltätigen, ja glänzenden Taten rief er freilich auch so manches ins Leben, das dem Lande nur zum Unheil gereichte. Von dem Grundsatz der alten Despoten ausgehend, daß dem Volk neben Brot auch Spiele geboten werden müßten, war er bestrebt, die Leute zu amüsieren, um bei ihnen die Unzufriedenheit nicht aufkommen

*) „Struensee" S. 70 ff. und Reverdil: „Memoires" S. 180.

zu lassen. Festliche Aufzüge, Wettrennen, Bälle und Maskeraden ließ er mit freiem Zutritt für Jedermann veranstalten. In dem bis dahin von düsterem puritanischen Geiste beherrschten Kopenhagen, wo an Sonn- und Feiertagen absolute Ruhe herrschen mußte, ließ er gerade dann Schauspiele und Konzerte aufführen. Im Rosenborger Schloßgarten gestattete er die Errichtung einer öffentlichen Spielbank. Er führte ein Zahlenlotto ein, hierdurch nur allgemeines Aergernis erregend. Man kann sich denken, wie sehr er durch diese Maßnahmen seinen Feinden selbst die Waffen in die Hand lieferte! Auf den Kanzeln predigte man gegen den sitten- und gewissenlosen Struensee, schmähte ihn als einen Freigeist, als einen korrupten Menschen, der die Moral vergifte. Adel und Geistlichkeit verbanden sich, um ihn in den Augen des Volkes hassenswert und verächtlich zu machen, und die Presse, die er einst frei gemacht hatte, unterstützte überdies die beiden Klassen in ihrem Vorgehen gegen den Minister aufs eifrigste. Hierzu kam noch, daß er das Volk durch Verdrängung der ihm unbekannten dänischen Sprache zu Gunsten der deutschen reizte und er so als Tyrann verschrieen wurde. Vor ihm war es niemals vorgekommen, daß Gesetze oder Verordnungen für andere Provinzen als die deutschen der Monarchie in deutscher Sprache erlassen wurden. Struensee bediente sich dieser Sprache ausschließlich, als gebe es keine Dänen mehr. Er rief hierdurch unter allen Ständen eine gewaltige Gährung hervor und je höher seine Macht stieg, desto weniger hörte er auf die Ratschläge seiner Freunde, die ihn ermahnten, den Bogen nicht allzu straff zu spannen und besonders das Nationalbewußtsein nicht zu verletzen. Er war für jede Kritik unzugänglich und ertrug keinen Widerspruch gegen seine Anordnungen und Unternehmungen.

Alle Torheiten und verkehrten Handlungen Struensees hätten diesen jedoch nicht so rasch gestürzt, würde sein Verhältnis zur Königin nicht so offenkundig geworden sein, namentlich als diese am 7. Juli 1771 dem Könige eine Tochter gebar, als deren wahrer Vater er und nicht Christian VII. galt. An der Spitze der ihm besonders feindlichen Parteien stand die herrschsüchtige Stiefmutter des Königs, Juliane Maria, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, und ihr schlossen sich mehrere einflußreiche Männer, darunter der Erbprinz Friedrich und der Kabinettsminister Guldberg an. Von Mund zu Mund ging das Gerücht, daß Struensee der Königin

Karoline Mathilde nächtliche Besuche abstatte, und die Prozeßakten sind voll von darauf bezüglichen Angaben, die von unverdächtigen Zeugen bestätigt wurden. Auch durch Struensees eigene Geständnisse vor Gericht wurde der intime Umgang der Königin mit dem Minister bestätigt. Der vertraute Freund des letzteren, Brandt, machte gleichfalls gravierende Angaben über den fortgesetzten Liebesverkehr zwischen beiden. Mit Berufung auf Struensees diskrete Mitteilungen erwähnte er der bisweilen zwischen dem Liebespaar eingetretenen Uneinigkeit und der Eifersucht, welche Karoline Mathilde um Struensees willen gegen „andere" Frauenzimmer hegte. Es ist Tatsache, daß ihm sein Verhältnis zur Königin zuweilen lästig wurde und seine Haltung im Kerker zeigte aufs deutlichste, daß er die Königin keineswegs so innig und hingebend liebte, wie sie ihn. Doch darf nicht vergessen werden, daß trotz seiner selbstsüchtigen Pläne und Zwecke Struensee nur stets die edle Absicht hatte, ihr Ritter und Beschützer gegen die Intriguen der Höflinge zu sein.

Trotz alledem entzog ihm der geistesschwache König seine Huld nicht, ja er erhob ihn und seinen Freund Brandt am 14. Juli 1771 sogar in den dänischen Grafenstand. Aber diese Standeserhöhung reizte seine Feinde noch mehr, die durch die Presse gegen ihn den Vorwurf erheben ließen, daß der König in Räuberhände gefallen und die ganze Nation beschimpft sei. Ebenso wurde das Märchen verbreitet, zwischen der Königin und ihrem Liebhaber existiere ein Komplott, wonach der König eingesperrt, bei Seite geschafft und sie zur Regentin gemacht werden sollte. Im ganzen Lande wurden Pamphlete und Pasquille gegen die Königin und Struensee verbreitet und er wurde, wenn er sich auf der Straße sehen ließ, beschimpft. Vergebens warnte Brandt seinen Freund, auf der Hut zu sein. „Wollte Gott", — rief er aus — „Sie hätten den Hof niemals kennen gelernt!" Aber der Gewarnte blieb taub gegen alle Mahnungen, er kannte keine Furcht und hielt sich im Besitz der Gunst seiner Monarchin für unüberwindlich.

Am 17. Januar 1772 brach endlich die Katastrophe über ihn herein. Am frühen Morgen des genannten Tages drangen die Verschworenen in das Schlafgemach des Königs und zwangen ihn, einen Verhaftungsbefehl der Königin, Struensees und Brandts zu unterzeichnen. Struensee wurde in Ketten auf die Zitadelle gebracht und eines Anschlags gegen die Person des Königs, um ihn zur Abdankung

zu zwingen, des strafbaren Umgangs mit der Königin und des Mißbrauchs der höchsten Gewalt angeklagt. Nach längerem Sträuben, als er erfuhr, daß seine Geliebte gleichfalls verhaftet sei, seelisch und moralisch gebrochen, eingeschüchtert und verängstigt, beging Struensee die ehrlose Handlung, seinen ehebrecherischen Umgang mit der Königin einzugestehen und diese zu verraten, sich selbst dadurch das Todesurteil sprechend. Als dies geschehen war, begab sich eine zweite Kommission zur Königin nach Kronborg, um auch dieser ein gleiches Geständnis zu entlocken, was leicht gelang, nachdem die Königin sich davon überzeugt hatte, daß ihr Geliebter sich soweit vergessen konnte, vor aller Welt ihre Ehre an den Pranger zu stellen. Die königliche Ehe wurde durch einen außerordentlichen Gerichtshof getrennt; schweigend, wenn auch nur mit Gewalt ihre Tränen zurückhaltend, vernahm Karoline Mathilde das Urteil. Wahrhaft königlich benahm sie sich in dieser furchtbarsten Lage ihres Lebens. Sie ließ noch an demselben Tage Struensee melden, daß sie ihm verziehen habe, ja sie wollte, um ihn zu retten, alles dulden und alles opfern. Von Kronborg machte sie einen verzweifelten Versuch, sich ihrem früheren Gemahl zu nähern und um das Leben Struensees zu flehen — aber es war vergebens.

Nachdem Struensee und Brandt, als Genosse seines Freundes, am 6. April 1772 zu grausamer Hinrichtung verurteilt wurden und der König das Urteil bestätigt hatte, erfolgte am 18. April 1772 die Exekution, indem den Delinquenten zuerst die rechte Hand, dann der Kopf abgeschlagen und der Rumpf zerstückelt wurde. Das sonst gutmütige, aber von fanatischen Parteigängern irre geführte dänische Volk zog zu vielen Tausenden nach dem Österfelde hinaus, wo die beiden Staats- und Majestätsverbrecher ein solch grausames Ende fanden. Aber nur kurze Zeit hielt dieser Haß an, denn als sich das dänische Volk davon überzeugte, daß Struensee keineswegs Revolutionspläne verfolgte, um König und Monarchie zu stürzen, begann man sein Andenken in Ehren zu halten. Man sprach von Justizmord und verherrlichte ihn als einen Märtyrer. Das Treffendste sagte über ihn der zeitgenössische deutsche Geschichtsschreiber Spittler:*) „Wenn auch Struensee mit Recht fiel, so hätte er doch nie so fallen sollen, da auch die siegende Partei nie vergessen darf, was sie der Ehre ihres

*) Entwürfe der Geschichte der europäischen Staaten. Bd. II., S. 830.

Königs schuldig sei, der dem unglücklichen Manne ehedem sein Vertrauen geschenkt hatte."

Wie ein tragischer Held endete Struensee, einer der berühmtesten, genialsten, aber zugleich auch unglücklichsten Staatsmänner unter den Aerzten aller Zeiten, dem es nur zu seinem dauernden Erfolg an der nötigen Charakterstärke und an der ethischen Kraft fehlte. Hätte er es verstanden, in allem seinem Tun und Treiben Maß zu halten und hätte er die sittlichen Schranken, die ihm vorgeschrieben waren, nicht überschritten, so wäre seine Wirksamkeit für Dänemark eine sehr glückliche und fruchtbare gewesen. Aber auch so werden die Spuren seiner Tätigkeit selbst in Aeonen nicht untergehen, denn gar manche Einrichtungen, Anordnungen und Reformen des Emporkömmlings haben seine Feinde und späteren Machthaber nicht auszurotten vermocht, so namentlich die Verbesserungen auf dem Gebiete des Gerichts- und Unterrichtswesens, und so kann man denn sagen, daß Struensee für Dänemark nicht umsonst gelebt hat.

* * *

Außer Struensee hat es in Skandinavien auch andere namhafte Aerzte gegeben, die als Politiker und Staatsmänner eine bemerkenswerte Wirksamkeit entfaltet, aber glücklicherweise nicht so tragisch geendet haben, wie der deutsche Emporkömmling.

Hier ist in erster Linie der berühmte Forscher Olof Rudbeck — geb. 13. September 1630 zu Westeraes in Westermannland und gest. 1702 in Upsala — zu nennen, der von keinem Geringeren wie dem großen Schwedenkönig Gustav Adolf aus der Taufe gehoben wurde. Ein Mediziner ersten Ranges, entdeckte er bereits mit 23 Jahren die lymphatischen Gefäße, die er feierlich der sich für alles Wissenschaftliche interessierenden Königin Christine von Schweden, ihrem Hofstaat und mehreren Aerzten demonstrierte. 1660 wurde er ordentlicher Professor der Medizin in Upsala. Von Natur ungewöhnlich vielseitig begabt und zweifellos einer der genialsten Männer, die Schweden damals gehabt, verfügte er nicht allein über eine Menge neuer wissenschaftlicher Ideen und Erfindungen, sondern war auch wiederholt in diplomatischen Missionen seines Vaterlandes in hervorragender Weise tätig. Königin Christine zog ihn oft zu Rate, wenn sie wichtige Beschlüsse fassen wollte, auch war

er einmal Ueberbringer einer wichtigen Botschaft seiner Monarchin an Ludwig XIV. von Frankreich.

* * *

Eberhard Zacharias Rosenschöld — geb. 1775 in Lund und gest. 1837 in Kopenhagen —, der erste Arzt, der in Schweden die Kuhpockenimpfung anwandte, lernte die Welt auf zahlreichen Studienreisen, die er nach England, Deutschland und Frankreich unternahm, gründlich kennen. 1799 in den Adelstand erhoben, war er ein eifriges Mitglied mehrerer schwedischer Reichstage und wurde auch mehrmals zu diplomatischen Sendungen verwendet. Durchdrungen von den Freiheitsideen der französischen Revolution, gab er auch im Reichstage bei allen sich darbietenden Anlässen seiner demokratischen Gesinnung freimütigen Ausdruck, obschon er durch dieselbe wiederholt bei Hofe Anstoß erregte. Als Führer der Opposition hatte er manchen Zusammenstoß mit der Regierung. Seine radikalen Ansichten vertrat er auch in der Presse, sowie in dem Werk, welches er den französischen Revolutionshelden widmete, betitelt: „Biographiska, anecdoter om franska revolutions mäu."

Oesterreichische Aerzte.

Durch ihre Beredsamkeit, ihre Vaterlandsliebe und ihren klaren, eindringenden Verstand haben manche österreichischen Aerzte in neuerer Zeit als Parlamentarier in der Oeffentlichkeit, speziell im Reichsrat, eine ersprießliche Tätigkeit entfaltet, so daß sie im politischen Leben der habsburgischen Monarchie einen namhaften Faktor bildeten.

Zu diesen bemerkenswerten Politikern zählte auch Dr. Adolf Fischhof — geb. 8. Dezember 1816 in Altofen und gest. 13. März 1893 in Emmersbach bei Klagenfurt —, in seinen Grundsätzen, seinem Charakter und seiner freiheitlichen und demokratischen Richtung vielfach an seinen preußischen Kollegen Johann Jakoby erinnernd. Nachdem er in Wien seine medizinischen Studien beendet, ließ er sich daselbst als praktischer Arzt nieder und lernte in dieser seiner Eigenschaft die Not und das Elend namentlich der unteren Volksklassen kennen. In den Märztagen von 1848 spielte er eine hervorragende Rolle und vertrat später den Wiener Bezirk Matzleinsdorf; im konstituierenden Reichstag vom liberalen Ministerium Dobelhof als Ministerialrat ins Ministerium des Innern berufen, machte er sich durch seine von freiheitlichem Geiste erfüllten Vorschläge in den weitesten Kreisen bekannt und volkstümlich, aber freilich auch verhaßt bei der Reaktion. Als der Reichstag von Kremsier am 7. März 1849 aufgelöst und der Liberalismus niedergeworfen wurde, hatten die Machthaber nichts Eiligeres zu tun, als Fischhof zu verhaften und ihn des Hochverrats anzuklagen, doch wurde er nach neunmonatlicher Untersuchungshaft freigesprochen. Trotz dieser Erfahrungen hörte er nicht auf, seine demokratischen Anschauungen in Wort und Schrift zu betätigen und als im März 1861 in Oesterreich das verfassungsmäßige Leben wieder begann, veröffentlichte er in Gemeinschaft mit dem nachmaligen Minister Unger die Schrift: „Zur Lösung der ungarischen Frage", worin der Dualismus, der erst 1867 durch den ungarischen Staatsmann Franz Deák praktisch durchgeführt werden

sollte, aufs eifrigste befürwortet wurde. Nach dem Kriege von 1866 ließ er eine Broschüre: „Ein Blick auf Oesterreichs Lage“ erscheinen, worin er in ebenso besonnener wie patriotischer Weise die Wege zeigte, auf denen das niedergeworfene Oesterreich aufs neue im Innern erstarken und dadurch auch nach Außen hin frische Kräfte gewinnen könnte. In seiner drei Jahre darauf erschienenen Broschüre: „Oesterreich und die Bürgschaften seines Bestandes“ empfahl er eine autonomistische Konstituierung Oesterreichs. Mit allem Eifer strebte er danach, sämtliche liberalen, aber sich befehdenden Parteien Oesterreichs zu einer mächtigen und einheitlichen Gesamtpartei zu verschmelzen, sie zu einer deutschen Volkspartei umzugestalten und empfahl, um dieses Ziel zu erreichen, in der Nationalitätenfrage Konzessionen, doch waren seine Bemühungen vergebens, denn die Verfassungspartei widersetzte sich hartnäckig seinem Vorschlage.

Seine Reden wie seine Schriften zeichneten sich durch eine außerordentliche Klarheit, eigenartige Gedanken und Schlagfertigkeit aus. Nie ließ er sich durch Versprechungen oder aus Gründen der Taktik dazu verleiten, die von ihm anerkannten Grundsätze der reinen und wahren Demokratie zu verleugnen oder auch nur abzuschwächen und wenn er auch nicht die Halsstarrigkeit und die Prinzipienreiterei besaß, die Johann Jacoby eigen waren, vielmehr seine Persönlichkeit etwas Sanftes und Mäßigendes hatte, so verstand er doch keinen Spaß, wenn es galt, die Reinheit der politischen Sitten und Anschauungen zu wahren. Selbst seine Gegner achteten und verehrten den unbeugsamen Politiker, der zu seinen intimsten Freunden Männer wie Anastasius Grün, wie sich Graf Anton Auersperg als Dichter nannte, zählte. Dieser holte sich in seiner Eigenschaft als Mitglied des österreichischen Herrenhauses oft Rat bei Fischhof ein, wenn es galt, zu wichtigen Fragen, wie z. B. zu der Gleichberechtigung aller Konfessionen, der Einführung der Zivilehe, dem Abschluß des Konkordats Oesterreichs mit dem Vatikan ꝛc., Stellung zu nehmen.

* * *

Als der hochbegabte und hochsinnige, aber so unglückliche Erzherzog Maximilian von Oesterreich, der den Lockungen Napoleons III. nicht widerstehen konnte, sich entschloß, die ihm von der klerikalen Partei Mexikos angebotene Kaiserkrone dieses Staates anzunehmen,

folgte ihm nach seinem neuen Vaterlande als Leibarzt Dr. Samuel Siegfried Ritter von Basch, einer der ausgezeichnetsten Aerzte Wiens, der aber nicht allein medizinische Begabung besaß, sondern bereits auch viele Beweise seines außerordentlichen diplomatischen Geschicks gegeben hatte. Ein hervorragender Physiolog, arbeitete er zuerst im Laboratorium von Professor Brücke und fungierte dann mehrere Jahre hindurch als Assistent und Sekundärarzt von Dittel, Jäger, Türk und Haller. In Mexiko leitete er als Militärarzt das Militärhospital in Puebla und stand seinem Herrn nicht nur in seiner Eigenschaft als Hof- und Leibarzt, sondern auch als politischer Berater treu zur Seite. Ueber seine Erlebnisse in Mexiko berichtete er in dem 1868 erschienenen Werk: „Erinnerungen an Mexiko. Geschichte der letzten 10 Monate des Kaiserreichs". Hätte Maximilian die Warnungen des klugen Arztes bei Zeiten befolgt und das Land, in dem er ein Spielball der Parteien war und als Opfer des Ehrgeizes und der Intriguen Napoleons III. und seines Schergen Bazaine fiel, freiwillig verlassen, wäre er von dem Präsidenten Juarez nicht hingerichtet und das ganze entsetzliche Trauerspiel von Queretaro vermieden worden. Basch durchschaute bei Zeiten den rachgierigen und blutdürstigen Charakter des Vollblutindianers Juarez sowohl, wie auch das doppelzüngige und hinterlistige Benehmen des Napoleoniden und unterließ es nicht, seinem Herrn in dringendster Weise Vorstellungen zu machen, sowie in Oesterreich selbst die Aufmerksamkeit der leitenden und maßgebenden Kreise auf die trostlosen und verworrenen Zustände in Mexiko zu richten, aber leider predigte er tauben Ohren und das Schicksal nahm seinen Lauf.

Rührend ist die Schilderung der letzten Stunden des armen Kaisers Maximilian und der ergreifenden Katastrophe, die sich am 19. Juni 1867 in Queretaro abspielte. In tief empfundenen Versen besang das erschütternde Ende eines gekrönten Hauptes der Dichter Gerok mit den Worten:

„Noch einen Blick siegfreudig himmelwärts
Gen Osten, in der Morgenröte Flammen —
Die Salve kracht; sechs Kugeln in sein Herz —
Und zuckend sinkt sein Leib im Sand zusammen;
Zwei treue Herzen noch zerreißt das Blei,
Dann sinkt das Bahrtuch auf die blut'gen Glieder,
Das bange Trauerspiel, es ist vorbei,
Und langsam rauscht der Vorhang nieder."

Basch gebührt ferner das Verdienst, daß er gegenüber den von Mexiko und Paris ausgehenden Verunglimpfungen des Charakters von Maximilian der Wahrheit die Ehre gab und durch seine zuverlässige, auf Urkunden beruhende, Darstellung Europa die Augen über die perfide Politik Napoleons öffnete, wodurch alle europäischen Kabinette bei Zeiten gewarnt wurden, vor dem Usurpator auf der Hut zu sein. Durch seine Mitteilungen erfuhr die Welt, daß der heldenmütige Kaiser durch den bestrickenden Zauber seiner sympathischen Persönlichkeit selbst seine erbittertsten Gegner entwaffnete, so z. B., daß der republikanische Oberst Miguel Palacio, dem die Bewachung Maximilians während seiner Gefangenschaft im früheren Kloster der Kapuzinerinnen in Queretaro anvertraut gewesen war, dem Leibarzt des Monarchen, von der Hinrichtungsstätte zurückkehrend, die Hand reichte, indem er nur mühsam die Erschütterung, die sich seiner bemächtigt hatte, unterdrückte und mit gepreßter Stimme sagte: „Era una alma grande“ (es war eine große Seele). Und selbst Carlos von Gagern, ein deutscher Offizier, der im Dienst von Juarez stand, muß diese Aufzeichnungen Basch's bestätigen, denn er sagt in seinen Erinnerungen: „Tote und Lebende“ *) u. a.: Wie ich Palacio, der eine Zeit lang unter meinem Kommando stand, kenne, glaube ich, daß er damals so gesprochen hat, denn diese Worte sind das treue Echo der inneren Herzensmeinung sämtlicher edlen Republikaner Mexikos. Dieselben tragen dem Fürsten, der von Osten her über das weite Meer gekommen war, um die von ihnen unter furchtbaren Anstrengungen, Kämpfen und Leiden gegründete freisinnige Verfassung ihres Vaterlandes zu vernichten, über das Grab hinaus keinen Groll nach. . . . . Sein Tod lieferte den Beweis, daß er eines besseren Loses würdig war. Davon zeugt auch der Brief, den er kurz vor seinem Tode an seinen Gegner Benito Juarez schrieb und in welchem er den Wunsch aussprach, sein Blut möge das letzte sein, das in Mexiko vergossen werde, und daß der Präsident „die gleiche Ausdauer, mit der er die soeben zum Siege gelangte Sache verteidigt“ habe, „und die ich — fährt er fort — mitten im Glücke anzuerkennen und zu schätzen wußte“, dem edelsten Zwecke widmen möge, nämlich der Aussöhnung der Gemüter. . . . . Vielleicht hätte er sich eine Bürgerkrone verdienen können, wenn er nicht fortwährend falschen

*) Bd. II. Berlin 1884. S. 307.

Einflüsterungen Gehör geschenkt und sich häufiger der von ihm selbst aufgestellten Lebensregel erinnert haben würde:

„Nicht zu Allem gebrauch' nur fremde, besoldete Hände,
Und sei dessen gedenk, daß du auch eigene hast."

Unleugbar war er ein außergewöhnlicher Mensch, und so hat auch sein Dasein einen außergewöhnlichen Abschluß gefunden. Der Wunsch, welchen er in einem seiner Gedichte ausgesprochen:

„Ich möchte nicht im Tal verderben,
Den letzten Blick beengt von Zwang,
Auf einem Berge möcht' ich sterben
Bei goldnem Sonnenuntergang."

— dieser Wunsch ist ihm wenigstens soweit in Erfüllung gegangen, als er in der Tat auf dem „Glockenberge" sein Leben aushauchte.

Was die medizinische Bedeutung des Professors Samuel Ritter von Basch betrifft, so nahm er als Physiologe — er war, wie gesagt, ein Jünger Ernst Brückes — und experimenteller Pathologe einen hervorragenden Platz ein. Die Erforschung der Verhältnisse des Blutkreislaufes war seine Hauptaufgabe. Auf diesem Felde erreichte Basch seine größten Erfolge. An erster Stelle ist hier seiner Arbeiten über die Messung des Blutdrucks zu gedenken, denn es ist von wesentlichem Interesse, den Blutdruck beim Menschen absolut zu messen und seine Schwankungen zu verfolgen. Es gelang Basch, einen brauchbaren Apparat, den nach ihm benannten Sphygmomanometer, zu konstruieren. Niedergelegt hat Basch seine einschlägigen Beobachtungen und die Ergebnisse seiner Versuche in den Abhandlungen „Die volumetrische Bestimmung des Blutdrucks am Menschen", „Die Bedeutung der plethysmographischen Kurve", „Die Messung des Blutdruckes am Menschen", und „Einige Ergebnisse der Blutdruckmessung an Gesunden und Kranken". Anzuschließen ist hier die Studie über die Summation von Reizen durch das Herz. Die Gesamtheit seiner Beobachtungen über die Funktion des Herzens und der Gefäße hat Basch in der „Allgemeinen Physiologie und Pathologie des Kreislaufs" veröffentlicht.

* * *

Noch ein anderer österreichischer Arzt, der, als Leibarzt im Dienste eines fremden Souveräns stehend, von diesem auch als Diplomat geschätzt und im diplomatischen Dienst verwendet wurde,

muß hier genannt werden. Es ist dies Dr. Jakob Eduard Polak — geboren 1818 zu Groß-Morzin i. B. und gestorben 1891 in Wien —, der, nachdem er in Wien längere Zeit als Arzt praktiziert hatte, 1851 mit fünf anderen größtenteils militärischen, für das neue Kollegium in Teheran, der Hauptstadt Persiens, gewonnenen Personen nach dem Lande des Schahs berufen und dort von diesem zum Leibarzt ernannt wurde. Der Schah gewann ihn bald sehr lieb und betraute ihn wiederholt mit allerlei wichtigen politischen und wissenschaftlichen Missionen. So wurde er z. B. 1866 als Bevollmächtigter Persiens zur internationalen Cholerakommission nach Konstantinopel entsandt. Auch war er es, der den Schah veranlaßte, Europa zu bereisen, die europäischen Staaten kennen zu lernen und Reformen in seinem Lande einzuführen. Sein zweibändiges, 1865 erschienenes, Werk „Persien" ist in hohem Grade interessant und lehrreich, denn es enthält die erste zusammenfassende neuere Darstellung des Landes und ist noch jetzt für Jeden, der sich über Land und Leute und namentlich über die politischen Zustände jenes Reiches, wo der Schah-il-Schah herrscht, orientieren will, unentbehrlich. Bis ans Ende seines Lebens jedoch hielt er es im Lande der Hof- und Harems-intriguen und Palastverschwörungen nicht aus, denn er kehrte schließlich wieder nach Wien zurück und wirkte dann als Lektor des Persischen an der dortigen Universität. Auch verfaßte er ein deutsch-persisches Lexikon. Doch zog es ihn von Zeit zu Zeit immer mächtig nach dem interessanten Lande hin und so besuchte er auch 1882 dasselbe noch einmal mit dem Geologen Rodler und dem Botaniker Stapf, wo er mit vielem Erfolg namentlich das Karagan- und Elwendgebiet erforschte und darauf eine von ihm selbst ausgerüstete Forschungsexpedition, die sehr reich namentlich an botanischen Ergebnissen war, aussandte.

Spanische und italienische Aerzte.

Eine der interessantesten und zugleich geheimnisvollsten Gestalten in der Geschichte der mittelalterlichen Medizin, von deren diplomatischem Wirken wir hier Notiz nehmen müssen, war Arnoldus Villanovanus oder, wie er sich sonst nannte, Arnoldus von Villanovo oder auch Arnoldo Bachuone — geb. 1248 in Villanova in Katalonien und gest. 1314 beim Schiffbruch auf dem Mittelmeer —, ein von seinen Zeitgenossen hochgefeierter Arzt. Sein Leben scheint ein sehr bewegtes und unruhiges gewesen zu sein, da er infolge der freisinnigen Grundsätze, die er in Wort und Schrift verkündete, von der Geistlichkeit verfolgt wurde und von Ort zu Ort fliehen mußte. Nachdem ihm in Barcelona und Paris, wo er zuerst praktizierte, der Boden unter seinen Füßen zu heiß geworden, floh er nach Montpellier und dann nach Italien, wo er aber merkwürdigerweise in dem Papst Clemens V. einen Gönner fand, der über die philosophischen und religiösen Ansichten des Arztes den Schleier der christlichen Liebe deckte.

Seine diplomatische Gewandtheit veranlaßte den König Jakob II. von Spanien, ihn mit einer Mission an den Hof des Königs Robert von Neapel zu betrauen. Dort gelangte er, wie auch später bei König Friedrich II., zu hohem Ansehen. Er starb, wie gesagt, anläßlich eines Schiffbruches auf dem Mittelmeer, angesichts des Hafens von Genua, auf einer Reise nach Avignon, wohin ihn der schwer erkrankte Papst Clemens V. beschieden hatte.

* * *

In Italien, wo die Wogen des politischen Lebens von jeher so hoch gingen und namentlich die Einheitsbestrebungen alle patriotischen, ringenden und ehrgeizigen Kräfte entfalteten, erschienen auch Aerzte auf der Arena und bewährten sich als Politiker und Diplomaten, indem sie in mehr oder weniger hervorragender Weise

ihrem Vaterlande ihre Kräfte widmeten und sich zuweilen große Verdienste erwarben.

Zu diesen illustren Staatsmännern gehört auch Guido Baccelli. Geboren am 25. November 1832 in Rom, stammt er von einer berühmten römischen Familie ab und sind mehrere seiner Vorfahren in den Marmortafeln des Kapitols verewigt. Er ist einer der namhaftesten Aerzte Italiens und hat sich speziell als Pathologe einen bleibenden Namen gemacht. Von 1856—58 Professor der gerichtlichen Medizin, setzte er trotz der Vorurteile der Regierung die Errichtung eines Lehrstuhls der pathologischen Anatomie durch, auf dem er in glänzender Weise die moderne Richtung der Medizin vertrat. Seine Arbeiten über die Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße sowie über Typhus, Blutkrankheiten, Malaria und Neubildungen in der Bauchhöhle sind von bleibendem Wert. Nicht minder bedeutsam waren seine Vorschläge zur Gesundung der Campagna und geistvoll ist das von ihm angegebene Verfahren zur Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche.

Die großen Fähigkeiten und die seltene Energie, die Baccelli in seiner wissenschaftlichen Laufbahn an den Tag legte, drängte ihn auch dazu, am öffentlichen Leben seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes tätigen Anteil zu nehmen. Zunächst wurde er, 1874, in die italienische Deputiertenkammer gewählt, wo er sich der Linken anschloß und sich durch die Klarheit seiner Ideen und das Feuer seiner Beredsamkeit so auszeichnete, daß er bald einer der anerkannten Führer seiner Partei, der Fortschrittspartei, wurde. Als daher zwei Jahre darauf die Linke das Ruder der Regierung ergriff, wurde ihm das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts angetragen, das er aber damals nicht annahm, weil er sich ausschließlich seiner medizinisch-wissenschaftlichen Tätigkeit widmen wollte. Dem Drängen seiner zahlreichen Verehrer nachgebend, ließ er sich dazu bewegen, im Dezember 1880 bis März 1884 unter den Ministern Cairoli und Depretis das Portefeuille des Unterrichts zu übernehmen. Während seiner Amtstätigkeit unterbreitete er der Deputiertenkammer mehrere Gesetzesvorschläge, von denen einige große Bedeutung hatten und nützliche Reformen im italienischen Unterrichtswesen anbahnten, so z. B. die Gesetze über den hohen Unterrichtsrat, der zur Hälfte durch Wahlen seitens der Universität zu Stande kommen müsse, die Gesetze über höhere Bildungsschulen für Frauen in Rom und Florenz und dergl. mehr. Ferner wandte er seine ganze

Aufmerksamkeit den Universitätskliniken zu und ebenso hatte er stets die Bedürfnisse der Volksschulen vor Augen. Die Ausgrabungen in Rom, namentlich auf dem Forum, förderte er nach Kräften. 1884 nahm er wegen einiger Angriffe gegen seinen Plan zur Reorganisierung der italienischen Universitäten seine Entlassung, doch fungierte er — im Dezember 1890 zum Senator des Königreichs ernannt — auch unter späteren Ministerien als Unterrichtsminister. So z. B. unter Crispi vom Dezember 1893 bis März 1896 und unter Pelloux vom Juni 1898 bis Juni 1900. Auch war er 1901 unter Zanardelli Ackerbauminister.

Wie als Universitätsdozent so ist er auch als Parlamentarier ein ebenso anregender wie fesselnder Redner, dessen Ausführungen stets lebhaftes Interesse erwecken und dessen Ueberzeugungstreue, Ehrlichkeit und ideales Streben auch von seinen Gegnern anerkannt wird.

Guido Baccelli war am 8. April 1906 anläßlich seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums Gegenstand rauschender Huldigungen seitens seines dankbaren Vaterlandes. Das denkwürdige Fest wurde an dem genannten Tage auf dem Kapitol in Rom gefeiert. Von den hervorragendsten Rednern Italiens, sowie mehreren Abgesandten ausländischer Regierungen und Universitäten wurden bei diesem Anlaß die großen Verdienste des namhaften Staatsmannes und Arztes, des erfolgreichsten Klinikers Italiens, der als Minister auch zur Hebung Roms, zur Erforschung seiner Altertümer und zur Begründung seiner wissenschaftlichen Institute (die gewaltige Poliklinik in der ewigen Stadt, die geichzeitig eröffnet wurde, ist ja auch seiner Initiative zu verdanken) so unendlich viel getan habe, hervorgehoben. Außer dem italienischen Königspaar, den Ministern, dem diplomatischen Corps und der römischen Studentenschaft nahmen zahlreiche Vertreter fremder Regierungen und Universitäten, sowie viele Korporationen und Freunde, auch aus dem Auslande, so u. a. aus Berlin, Leipzig, Frankfurt am Main und Prag, an der glänzenden Feier teil. Der deutsche Reichskanzler Fürst von Bülow und der preußische Kultusminister Dr. von Studt bekundeten in Telegrammen ihre warme Teilnahme an der Festlichkeit. Dem Jubilar wurde neben anderen ebenso sinnigen wie wertvollen Spenden eine goldene Erinnerungsmedaille überreicht. Der Gefeierte sprach in bewegten Worten seinen Dank aus und als er das Kapitol verließ, bereiteten ihm die Studenten eine lebhafte Huldigung. Tags vorher

hatte Guido Baccelli zu Ehren der fremden Delegierten ein Festmahl in Rom gegeben, zu dem die italienischen Minister und auch das diplomatische Corps geladen waren. Er brachte einen begeisterten Trinkspruch auf die Einigkeit, Eintracht und den Frieden unter den Völkern aus. Der Staatssekretär des deutschen Postamtes Kraetke dankte für den den Vertretern des Auslands zuteil gewordenen herzlichen Empfang und trank auf den König und die Wohlfahrt Italiens.

* * *

Namhafte italienische Aerzte haben von jeher für ein geeinigtes Italien geschwärmt und alle Verfolgungen und Drangsalierungen waren nicht imstande, ihre vaterländische Gesinnung zu beeinträchtigen und sie zu Schildknappen der kleinen italienischen Tyrannen zu machen, deren Aufgabe darin bestand, alle derartigen Bestrebungen als hochverräterische Unternehmungen zu brandmarken.

Zu diesen italienischen Aerzten zählte auch Francesco Giuseppe Giuglielmo Botto — geb. 6. November 1786 auf Schloß San Giorno del Canneves im Piemontesischen und gest. 10. August 1837 in Paris —, der, als er sich offen für die Grundsätze der französischen Revolution erklärte und eine Schrift über die Zustände der italienischen Kleinstaaten veröffentlichte, verhaftet wurde. Es gelang ihm aber, aus dem Kerker zu entfliehen und nach Frankreich zu entkommen, wo er zuerst in der französischen Alpenarmee und 1797 in Korfu diente. Seine hohe Intelligenz, seine staatsmännische Begabung und seine hervorragenden Kenntnisse von Land und Leuten Italiens bewirkten es, daß er 1799 Mitglied der provisorischen Regierung von Piemont und später Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft zu Paris wurde. Zu spät erkannte König Albert von Sardinien die Bedeutung dieses Arztes für Italien und er beeilte sich, das Vergangene gut zu machen, indem er ihm ein Jahresgehalt von 3000 Livres zubilligte.

* * *

Mit dem Leben Napoleons I., besonders mit der düsteren Periode seiner Gefangenschaft in St. Helena, ist der Name des italienischen Arztes Francesco Antomarchi — geb. 1780 auf Korsika und gest. 3. April 1838 in San Antonio auf Cuba — aufs engste verknüpft. 1812 war er Prosektor am Hospital Santa Maria zu Florenz, wo er sich durch seine glücklichen Kuren einen klangvollen Namen erwarb. Auch gab er seines Lehrers Mascagni nachgelassenes Werk „Prodroma della grande anatomia“ 1819, mit mehr als 1000 Abbildungen der Lymph- und Blutgefäße, der Nerven, Muskeln, Bänder usw. versehen, heraus. Auch sein eigenes Hauptwerk bezieht sich auf Anatomie. Es sind dies die in natürlicher Größe auf Royal-Folio 48 vollständig ausgeführten „Planches anatomiques“. Die Mutter des gefangenen Löwen von St. Helena, Laetitia, war es, die den noch jungen, aber bereits berühmten italienischen Arzt 1818 durch den Kardinal Fesch als Leibarzt ihres schon damals kränkelnden Sohnes engagierte, fest davon überzeugt, daß der korsische Doktor ihrem Sohne mit Leib und Seele ergeben sein werde. Napoleon I. gewann seinen Leibarzt sehr lieb und unterhielt sich mit ihm nicht nur über medizinische, sondern auch über politische Fragen, plauderte mit ihm über Vergangenheit und Gegenwart, und das nach dem Tode des Kaisers von Antomarchi herausgegebene vielgelesene, zweibändige Werk, betitelt: „Die letzten Augenblicke Napoleons“, beweist, daß der Verfasser im geheimen manche diplomatische Mission für seinen gefangenen Patienten ausführte. Trotz der wahrhaft aufopferungsvollen ärztlichen Tätigkeit gelang es Antomarchi nicht, Napoleon zu retten. Im Gegensatz zu den Aerzten des hartherzigen englischen Gouverneurs Hudson Lowe, die die Diagnose abgaben, daß Napoleon am Krebs gestorben sei, erklärte er nach dem am 5. Mai 1821 erfolgten Tode des Kaisers, daß dies nicht der Fall gewesen, sondern daß ein auf der Insel St. Helena herrschendes Fieber ihn weggerafft habe. Auch weigerte er sich, das Obduktionsprotokoll zu unterzeichnen. 20 Stunden nach dem Ableben seines geliebten Kaisers kehrte er über England nach Italien zurück und besuchte in Parma die Erzherzogin Marie Luise, die Witwe Napoleons, die ihn aber kalt empfing, denn sie hatte schon damals ein intimes Verhältnis zu dem Grafen Neippert und war darüber entrüstet, daß Antomarchi es wagte, der zweiten Gemahlin Bonapartes allerlei bittere Wahrheiten ins Gesicht zu sagen. In Paris,

wohin er sich dann begab, wurde er sehr gefeiert, und sein genanntes Werk wurde dort förmlich verschlungen. Seitdem verließ er die Hauptstadt Frankreichs nicht, nur übernahm er während der Revolution in Warschau die Leitung der ärztlichen Anstalten und verhehlte auch seine Sympathien für die polnische Revolution und die Rebellen nicht.

* * *

Als vergleichender Anatom und als Frauenarzt erwarb sich Conte Giovanni Batista Ercolani — geb. 27. Dezember 1817 in Bologna und gest. daselbst am 23. Dezember 1883 — einen klangvollen Namen. Aus allen Teilen Italiens strömten Patienten zu ihm und seine geschickte Hand wurde sehr gerühmt. Mit leidenschaftlichem Eifer beteiligte er sich an der Freiheitsbewegung von 1848, begrüßte begeistert die ersten freisinnigen Reformen, die der damalige Papst Pius IX. ins Leben rief und widmete sich mit Leib und Seele in Wort und Schrift der Politik. Er war einer der eifrigsten Mitarbeiter an dem von Marco Minghetti gegründeten liberalen Journal „Felsineo". 1849 Mitglied der konstituierenden Versammlung zu Rom, gehörte er zu den wenigen, die gegen die Proklamation der Republik stimmten, da er von einer freisinnigen Monarchie allein die Rettung seines Vaterlandes erhoffte. Obschon damals vom Pöbel bedroht und seines Lebens nicht sicher, verließ er doch die ewige Stadt nicht und beschränkte sich lediglich darauf, als Arzt der republikanischen Verteidigungsarmee während der ganzen Zeit der Belagerung Roms zu fungieren. Als die päpstliche Herrschaft wieder hergestellt wurde, schloß man ihn von der Amnestie aus und die Polizei machte Jagd auf ihn. Er floh nach den Apenninen und es gelang ihm, nach längeren Irrfahrten mit Frau und Tochter Toscana zu erreichen, wo er zuerst in Pistoja und dann in Florenz lebte und seine Zeit wissenschaftlichen Forschungen, speziell der Geschichte der Tierarzneikunde, widmete, oft mit äußerster Not kämpfend. Auch dort war seines Bleibens nicht und er mußte nach Piemont flüchten, wo er zum Professor an der Veterinärschule zu Turin ernannt wurde. Die politischen Umwälzungen von 1859 führten ihn aufs neue in die politische Laufbahn, indem er mit Feuereifer für die Einheit und Macht eines geeinigten Italiens kämpfte.

Nach der Verwirklichung seines staatlichen Ideals wurde er als Abgeordneter für Bologna gewählt, auch wirkte er als Gemeinderat dieser Stadt und als Sanitätsrat der Provinz ebenso erfolgwie segensreich.

Französische Aerzte.

Die große französische Revolution, die die heftigsten Leidenschaften des Volkes, die seit Jahrhunderten im Geheimen tobten und zum Durchbruch gelangen wollten, entfesselte, zeitigte auch einige menschliche Ungeheuer, bei denen Vaterlandsliebe mit blindem Fanatismus, abscheulicher Rachsucht und blutrünstigen Neigungen Hand in Hand ging. Das Maßlose in jeder Gestalt kam auf die Tagesordnung und je rücksichtsloser, tollkühner und grausamer diejenigen waren, die sich als Vertreter der geknechteten bürgerlichen Gesellschaft gegen die Mächtigen, Herrschenden und Aristokraten aufwarfen, desto mehr jauchzte und jubelte der seiner Sinne nicht mächtige Pöbel ihnen zu. Bedauerlicherweise gehörten zu diesen skrupellosen, ja fast wahnwitzigen Demagogen auch einzelne Aerzte, die es nicht verschmähten, an die häßlichsten Instinkte des Mobs zu appellieren und auch in der Politik den alten Grundsatz der Medizin zu proklamieren: „Quod ferrum non sanat ignis sanat“ (was das Eisen nicht heilt, das heilt das Feuer.)

Der verrufenste und berüchtigtste unter den medizinischen Charlatanen der französischen Revolution, der einige Jahre hindurch eine furchtbare Schreckensherrschaft ausübte und seinen Wahngebilden zahlreiche Menschenopfer weihte, war Jean Paul Marat, geboren 24. Mai 1744 in Boudry bei Neuchâtel und ermordet am 13. Juli 1793 durch Charlotte Corday. Er war ein Sohn des aus Cagliari (Italien) eingewanderten italienischen Arztes Giovanni Marat, studierte Medizin und erwarb sich sodann, meist auf Reisen befindlich, die Mittel zu seiner Existenz durch Schriftstellerei und bei einem längeren Aufenthalt in Edinburg 1774 durch Unterricht in der französischen Sprache. Schon seine ersten literarischen Versuche, so z. B. die 1774 in Edinburg erschienene Schrift: „The Chains of sclavery“ (Die Ketten der Sklaverei) legten von seiner radikalen revolutionären Gesinnung Zeugnis ab. In der philosophischen Schrift, die er ein

Jahr darauf veröffentlichte, betitelt: „Der Menſch oder die Prinzipien und die Geſetze des Einfluſſes der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele“, bekannte er ſich als Materialiſt und Atheiſt von reinſtem Waſſer, der nur den Stoff, den Körper gelten laſſen, aber von einem höheren Weſen nichts wiſſen wollte. Selbſt Voltaire, der ſkeptiſche Spötter, fühlte ſich gedrungen, in der Gazette litteraire gegen die wüſte und kraſſe Glaubensloſigkeit des Verfaſſers zu Felde zu ziehen. In ſeinen zahlreichen phyſikaliſchen Schriften trat er namentlich gegen Newton und deſſen Gravitationslehre auf und ſeine Zeitgenoſſen legten denſelben eine ſolche Bedeutung bei, daß ſie ſogar ins Deutſche überſetzt wurden.

Als er ſich in Paris als praktiſcher Arzt niederließ und eine Anſtellung als Arzt der Leibgarde des Grafen von Artois erhielt, fühlte er in ſich den Drang, als Reformator aufzutreten, um die politiſchen und geſellſchaftlichen Gebrechen ſeiner Zeit nach ſeiner Methode zu heilen. Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution bot ihm dazu die beſte Gelegenheit. Gemein und roh wie ſein Aeußeres war auch ſeine Seele. Er hatte nicht ſelbſt den Mut, die Waffen zu führen, noch auch die Begabung, einen Aufſtand zu leiten, aber ſeine ungezügelten Redensarten, ſein Talent, in niedrig populärer Darſtellung maßlos zu ſchmähen und zu ſchimpfen und ſeine niederträchtigen Denunziationen, die das Volk zu Raub und Mord aufreizten, — dieſe Waffen waren zu jener Zeit ausreichend, um einem ſolchen Demagogen einen ſonſt kaum möglich geweſenen Einfluß auf die Maſſen zu verſchaffen.

Marat war kein überzeugter Revolutionär, kein Aufwiegler, der von Grundſätzen geleitet wurde, ſondern genußſüchtig und ſittenlos ſuchte er durch ſeine aufhetzenden Schriften und indem er die unteren Klaſſen gegen die höheren Stände aufreizte, ſich ein Vermögen zu erwerben, um durch das auf unrechtmäßige Art zuſammengeraffte Geld ein üppiges Leben zu führen; er kam auch bald zu Wohlſtand und wohnte mit einer Maitreſſe in einem eigenen, wohleingerichteten Hauſe. In verſchiedenen Zeitungen, die er leitete oder gründete, wie z. B. „Publiciste parisienne“, „Ami du peuple“ und „Journal de la Republique“, führte er eine alles Maß des Erlaubten und Anſtändigen überſteigende Sprache, darin die Bevölkerung zu Mord und Totſchlag gegen ihre angeblichen Bedrücker, d. h. gegen alle diejenigen auffordernd, die ihm perſönlich verhaßt, beziehungsweiſe

im Wege waren. Es vereinigte sich in ihm eine geradezu aberwitzige Zerstörungswut mit beispielloser Grausamkeit, giftigstem Neid und raffiniertester Rachsucht. Nachdem er sich im August 1792 aus eigener Machtvollkommenheit in den Pariser Stadtrat gedrängt hatte und denselben zu terrorisieren verstand, wurde er einer der Haupturheber der greulichen Septembermorde und er setzte auch unter dem Eindruck derselben seine Wahl zum Mitglied des Konvents durch. Nun, da er das Heft in die Hände bekam, konnte er seinen gemeinen Instinkten nach Belieben fröhnen und ungestört seines Henkeramtes walten. Im Konvent forderte er mit wilden Drohungen den Tod des Königs Ludwig XVI. und aller Gemäßigten, der Royalisten, Girondisten und ihrer Anhänger im Volke, sowie Plünderung der Besitzenden im Interesse des Staates und dergleichen schöne Sachen mehr. Ja, er hatte sogar die Dreistigkeit, in einer Adresse, deren Sprache an tollen Uebertreibungen alles bis dahin Dagewesene überstieg, die Bürger gegen den Konvent aufzuwiegeln; er wurde infolgedessen im April 1793 verhaftet und es wurde von dem Revolutionstribunal eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, doch sprach ihn dasselbe einstimmig frei. Nun stand Marat auf der Höhe seiner Macht, er war der Heros des Pöbels und wurde als solcher geradezu abgöttisch gefeiert. Mit Kränzen von Eichenlaub geschmückt, wurde er von den Bürgern und Bürgerinnen auf ihren Schultern in den Konvent zurückgetragen. Von nun an war der blutgierige Sinn dieses Ungeheuers in Menschengestalt darauf gerichtet, mit allen Mitteln die Gironde zu vernichten, was ihm denn auch durch die Aufwieglung des Pariser Pöbels am 2. Juni des genannten Jahres programmmäßig gelang. Neben Robespierre war er nun der mächtigste und einflußreichste Führer des Wohlfahrtsausschusses und vielleicht hätte er sich zum Diktator der Republik aufgeworfen und seinen Nebenbuhler dem Beil des Henkers überliefert, hätte ihn nicht die Nemesis in Gestalt der Charlotte Corday erreicht, die ihn am 13. Juni 1793, als er sich im Bade befand, erstach.

Groß war die Trauer in Paris um den so plötzlich aus dem Leben Geschiedenen. Der Pöbel feierte ihn als Märtyrer der Freiheit, seine Leiche wurde mit Pomp im Garten der Cordeliers begraben, und sein von David gemaltes Bild auf einem Altar im Hof des Louvre erst öffentlich ausgestellt, dann im Konvent aufgehängt. Marat's Maitresse wurde aus Staatsmitteln ernährt. Der Kon-

vent ließ durch einen Beschluß den Ueberresten Marat's die Ehre des Pantheons zuerkennen (4. Nov. 1793), aber schon im Februar 1795 wurde die Leiche hinausgeworfen und gleichzeitig sein Bild aus dem Konvent entfernt.

Gewiß wird es den Leser interessieren, zu erfahren, wie man über die Ermordung Marats durch Charlotte Corday in Deutschland dachte. Ich bin im Besitz eines sehr seltenen Schriftchens, das unmittelbar nach dem Attentat in Stuttgart erschien und „Charlotte Corday und Marat" betitelt ist. Dort heißt es u. a.: *)

„Charlotte Corday, geb. am 28. Juli 1768 zu Saint-Saturnin in Frankreich, aus einem adeligen Geschlecht, war unverheiratet, lebte von ihrem Vermögen und hielt sich gewöhnlich in Caën bei einer bejahrten Tante auf. Neben einer außerordentlichen Bildung, einem prachtvollen Wuchs und majestätischem Anstand besaß sie noch seltene Vorzüge des Geistes und ihre Denkungsart erhob sie über den allgemeinen Haufen. Mit diesen Vorzügen verband sie einen Mut, eine Kaltblütigkeit, eine Entschlossenheit und Festigkeit des Charakters, die selbst beim männlichen Geschlecht unter die seltenen Erscheinungen gehören und ganz der großen Muster unter den alten Römern würdig waren, die sie sich zum Ziel gesetzt hatte und an denen ihre ganze Seele mit so großer Vorliebe hing. Bei solchen Eigenschaften wäre es ein Wunder gewesen, wenn die großen Ereignisse, deren Schauplatz ihr Vaterland seit vier Jahren war, nicht ihre lebhafte Teilnahme erregt hätten. Im Anfange scheint sie unter die gemäßigten Freunde der Revolution gehört und eine Verfassung gebilligt zu haben, die dem Bürger Freiheit und Eigentum sicherte, ohne die Macht des Königs, für das Beste seines Volkes zu wirken, allzusehr einzuschränken. Selbst die Idee von einer republikanischen Verfassung war ihr nicht so zuwider, wie den meisten übrigen vom Adel und sie versicherte ihre Richter selbst, daß sie schon vor der Revolution eine gute Republikanerin gewesen sei, und daß es ihr nie an Energie, das heißt, an Fähigkeit und gutem Willen, das Privatinteresse beiseite zu setzen und sich für das Vaterland aufzuopfern, gefehlt habe. Aber sie glaubte, daß die Franzosen nicht genug Festigkeit des Charakters hätten, um gute Republikaner zu sein. Dann sah sie überall nur Egoisten, die auf

*) Seite 8 ff.

den Trümmern des Glücks ihrer Mitbürger ihr eigenes gründen wollten. (Das sind ihre eigenen Worte.) Sie sah, daß die, welche vom Volk berufen waren, um durch eine neue Verfassung der Anarchie und ihre zerstörenden Folgen abzuhelfen, bestrebt waren, ihre Herrschsucht und noch andere Leidenschaften schreckenlos zu befriedigen.

In dem Herzen der Charlotte Corday keimte der Entschluß, Marat umzubringen und sie hatte einen unversöhnlichen Haß auf ihn geworfen, weil sie sah, daß er die Ursache aller Greuel und Verwüstungen war. Sie glaubte, daß er das bare Geld aufkaufen lasse, um die Unordnungen zu unterhalten und das ohnehin schon unglückliche Frankreich immer tiefer ins Labyrinth zu führen; kurz, daß er für alle die traurigen Folgen der Anarchie verantwortlich sei, und daß Ordnung, Ruhe und Frieden nicht zurückkehren würden, so lange Marat, den alle Departements, nur Paris allein nicht, schon lange als ein Ungeheuer betrachteten, nicht aus dem Wege geräumt und für seine Verbrechen bestraft sei. (Dies sind größtenteils ihre eigenen Worte.) Ihr Enthusiasmus wurde aufs höchste entflammt. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß die nach Caën geflüchteten Deputierten, wenigstens mittelbar, zur Beschleunigung ihrer Tat beigetragen haben. Denn ob sie gleich standhaft beim Verhör versicherte, daß sie in keiner näheren Verbindung mit ihnen gestanden, und daß keiner von ihnen um die Absicht ihrer Reise nach Paris gewußt habe, so sieht man doch aus dem Briefe, den sie an Barbaroux aus dem Gefängnis schrieb, daß sie mit diesem Deputierten sehr bekannt war. Als sie sah, mit welchem Eifer und Mut sich die Freiwilligen zu Caën einschrieben, um gegen die Jacobiner nach Paris zu marschieren, hielt sie es für unnötig, so viele brave Leute nach Paris zu schicken und bildete sich ein, um die Jacobiner zu stürzen, dürfe man sie nur ihres vornehmen Oberhauptes berauben. Daher beschloß sie, unverzüglich nach Paris abzureisen. ...

Der 13. Juli war der Tag, an dem sie Marat unter irgend einem Vorwande zu sprechen und sodann zu töten beschlossen hatte. Des Morgens gegen 8 Uhr ging sie aus und kaufte im Palais Royal ein Messer, das sie in ihrem Busen verbarg. Hierauf nahm sie auf dem Platz des Victoires eine Kutsche, ließ sich vor Marat's Haus fahren und verlangte ihn zu sprechen. Marat war oder stellte sich schon seit einiger Zeit kränklich. Daher bedeutete ihr die Pförtnerin, es sei jetzt unmöglich, vor ihn gelassen

zu werden. Charlotte hatte ſich ſchon zum voraus auf dieſen Fall gefaßt gemacht, und einen Brief an Marat mitgenommen, folgenden Inhalts: „Ich komme von Caën, wo man mich verfolgt hat. Ihre Liebe zum Vaterland muß Sie bewegen, mich geneigteſt anzuhören. Ich kann Ihnen von großen Verſchwörungen Nachricht geben und erwarte daher Ihre Antwort.“ Dieſen Brief ſtellte ſie der Pförtnerin zu und ging wieder weg. Gegen halb acht Uhr des Abends fuhr ſie wieder vor Marat's Hauſe vor und ſagte, ſie müſſe ihn diesmal ſprechen. Marat ſaß eben im Bade. Die Pförtnerin und die Haushälterin weigerten ſich, ſie anzumelden. Aber ſie ließ ſich nicht abweiſen, ſondern beſtand auf ihrem Begehren. Marat hörte, wie ſie ſich mit ſeinen Leuten herumſtritt, und als er erfahren hatte, daß es eine Frau ſei, die zu ihm wolle: ſo befahl er, ſie hineinzuführen. Er tat mehrere Fragen, die nach Caën entwichenen Deputierten, oder Rebellen, wie er ſie nannte, betreffend, an ſie; er frug nach ihren Namen und nach den Namen der Municipalbeamten. „Sie werdens nicht weit treiben“ ſagte er, „ſondern in kurzem guillotiniert werden!“ Bei dieſen Worten, die, wie Charlotte im Verhör ſagte, ſein Schickſal entſchieden, zog ſie das Meſſer aus ihrem Buſen und ſtieß es ihm mit einer ſolchen Geſchicklichkeit ins Herz, daß er kaum rufen konnte: zu Hülfe! zu Hülfe! und auf der Stelle umſank. Marats Domeſtiken hörten den Schrei. Sie liefen eilig und beſtürzt herbei und ſahen das Blut ſtark aus ſeiner Bruſt hervorſtrömen. Sie trafen die Täterin im Vorzimmer an einem Vorhang ſtehend oder, nach einer anderen Ausſage, eben im Herausgehen begriffen an. Wütend ſtürzten ſie über ſie her und mißhandelten ſie mit Schlägen und Stößen. Erſt nachdem ſie alle Anſtalten getroffen, um ſie nicht entfliehen zu laſſen, z. B. die Türen mit Stühlen verrammelt, auch durch ihr Geſchrei einige Nachbarn herbeigezogen hatten, eilten ſie Marat zu Hülfe. Er hatte die Augen noch offen und ſah ſie an, aber ohne ein Wort hervorbringen zu können. Sie hoben ihn aus der Badewanne und legten ihn aufs Bett; aber er rührte ſich nicht mehr. Charlotte wurde hierauf arretiert und in Marat's Hauſe in Gegenwart der Kommiſſarien des allgemeinen Sicherheitsausſchuſſes vorläufig verhört. Bei der Durchſuchung fand man in ihren Taſchen 150 Livres in barem Gelde und 140 in Aſſignaten; ferner einen Brief an Marat; ein Paſſepartout von der Municipalität in Caën, am 8. April ausgefertigt; ihren

Taufschein, eine goldene Uhr, einen Kofferschlüssel und ein Zwirnknäuel. In ihrem Busen fand man eine Adresse an die Franzosen und die Scheide von dem Messer, womit sie Marat erstochen hatte. Als ihr die Kommissarien vom Schafott sprachen, antwortete sie mit einem verachtenden Lächeln. Sie schlossen hieraus, sowie aus dem Umstand, daß sie keinen Versuch machte zu entfliehen, daß sie sich mit der gewissen Hoffnung, durch eine schleunige Revolution in Paris befreit zu werden, geschmeichelt habe. . . .

Marat's Tod hätte wirklich für seinen Ruhm in keinem günstigeren Zeitpunkt fallen können. Einige Monate später wäre er vielleicht in die schmählichste Verachtung herabgesunken, jetzt dagegen war er auf dem höchsten Gipfel der Volksgunst. Die abgöttische Verehrung des Volkes für ihn ging soweit, daß es bei ihm schwur wie bei einem Gott. Es nannte ihn die aufmerksamste Schildwache der Freiheit, den unerschrockensten Verteidiger der Rechte des Volkes, den Ankläger aller seiner Feinde, den Schrecken der Aristokraten, die Schutzwehr der Freiheit, den Apostel und Märtyrer der Revolution. Mehrere von seinen verblendeten Anhängern beschlossen, zu seinem ehrenvollen Andenken ihren Kindern den Vornamen Marat zu geben, und viele Abteilungen von Paris wollten vier Wochen lang Trauer um ihn anlegen. Kurz, alles beeiferte sich um die Wette, noch die Asche eines Mannes zu ehren, den ganz Europa als den verworfensten Menschen betrachtet".

* * *

Dem heutigen Geschlecht ist der Name des Arztes Guillotin sehr geläufig, denn unwillkürlich denkt man an die nach ihm benannte Hinrichtungsmaschine und das Wort guillotinieren ist in den Sprachschatz nicht allein der französischen, sondern der Weltsprache übergegangen. Aber man tut dem armen Arzt Josef Ignace Guillotin unrecht; er ist nicht der Erfinder der Köpfmaschine, des Fallbeils, sie rührt vielmehr von einem ganz Anderen her. Es erging ihm wie dem berühmten Reisenden im 16. Jahrhundert Amerigo Vespucci, nach dem bekanntlich der fünfte Weltteil genannt wurde, obschon er an der Entdeckung Amerikas ganz unschuldig war und Christoph Columbus dafür allein der Ruhm gebührte.

Josef Ignace Guillotin, von dem wir hier sprechen — geb. 28. Mai 1738 in Saintes, Departement Charente Inferieur, und gest. 26. März 1814 in Paris —, hatte sich als praktischer Arzt und medizinischer Schriftsteller in seinem Vaterlande bekannt gemacht. Als Professor der Medizin in Paris gehörte er der Kommission an, die dem gefährlichen Treiben des medizinischen Wundermannes Mesmer ein Ende bereitete. Mit glühender Begeisterung den Ideen der französischen Revolution ergeben, stürzte er sich in den Strudel des Aufstandes und verfaßte eine Denkschrift über die Anschauungen des dritten Standes, die großen Erfolg hatte und im ganzen Lande in Millionen von Exemplaren verbreitet wurde. Als Mitglied der Generalstände und der Nationalversammlung schloß er sich den Girondisten an und befürwortete eine besonnene Reform in Staat und Kirche. Als im Jahre 1789 das neue Strafgesetzbuch beraten wurde, trat er als Mitglied der konstituierenden Versammlung für Gleichheit der Strafe ohne Berücksichtigung des Standesunterschiedes und für Gleichheit des Strafvollzugs, auch der Todesstrafe, und zwar aus Gründen der Humanität mittelst eines „einfachen Mechanismus" ein, welcher Antrag denn auch angenommen wurde. Daß man den Namen Guillotins mit der von einem anderen erfundenen staatlichen Hinrichtungsmaschine verknüpfte, ist ein sogenannter „Treppenwitz der Weltgeschichte" und entsprang lediglich dem politisch-tendenziösen Witz eines Pariser Royalisten-Blattes, denn erst 1792, also drei Jahre nach dem angenommenen Antrag Guillotins, entschied sich das Pariser Parlament auf Antrag des Deputierten Félix Lepelletier für das Köpfen und auf den Bericht des Vereinssekretairs der Wundärzte, Anton Louis, für einen der englischen Köpfmaschine, die im 17. Jahrhundert in England gebraucht wurde, betitelt „the gibbet", ähnlichen Mechanismus. Die Maschine wurde von einem deutschen Mechaniker namens Schmitt ausgeführt, auf dem Pariser Grèveplatz errichtet und die erste Hinrichtung am 27. Mai 1792 an dem Straßenräuber Pelletier vollzogen. Auch wurde sie anfangs nach dem eigentlichen Urheber Louisette oder Petite Louison und erst später mit bezug auf den ersten Antragsteller Guillotine genannt.

Die Reformpläne Guillotins für den medizinischen Unterricht in Frankreich, die von seinem weiten Horizont ein rühmliches Zeugnis ablegten, kamen in der Nationalversammlung nicht mehr zur Annahme.

* * *

Radikal, wie die französische Revolution, waren auch die Aerzte, die deren Fahne entrollten und als Politiker sich bewährten. Als einer der eifrigsten Verfechter der revolutionären Grundsätze zeigte sich Ulysses Trelat — geb. 13. November 1795 zu Montargis (Loaret) und gest. 29. Januar 1879 in Mentone —; ursprünglich Vorsteher eines Militärhospitals in Metz, beteiligte er sich nach der Rückkehr Napoleons aus Elba an der Verteidigung von Paris als freiwilliger Kanonier und kämpfte in den Julitagen von 1830 in den Reihen des Volkes. Als Mitglied der provisorischen Regierung protestierte er heftig gegen die Thronbesteigung des Bürgerkönigs Louis Philipp und wurde wegen Hochverrats angeklagt, aber von den Geschworenen freigesprochen. Die Revolution von 1848 führte ihn wieder in das politische Leben, er wurde zum Generalgouverneur in einigen Departements, dann zum Maire eines Arrondissements von Paris, zum Oberst der Nationalgarden-Kavallerie, Vizepräsidenten der Nationalversammlung und schließlich zum Minister der öffentlichen Arbeiten ernannt. In dieser letzten Eigenschaft organisierte er in trefflicher Weise die Nationalwerkstätten. Noch im Greisenalter beschäftigte ihn die Politik. So war er z. B. 1871 Mitglied des Parlaments und führte als Alterspräsident in der Kammer wiederholt den Vorsitz. Auch als medizinischer Schriftsteller, namentlich auf dem Gebiete der Geisteskrankheiten, wurde er sehr gefeiert. Als ein Mann von unbezähmbarer Energie, von unermüdlicher Ergebenheit an die Republik und von seltener Bescheidenheit und Herzensgüte war er oft Gegenstand der rauschendsten und herzlichsten Kundgebungen, denen er sich aber stets zu entziehen wußte. Feind jeglicher Intrigue, fürchteten ihn die Streber, denn er drang nicht allein auf Freiheit, Wahrheit und Recht in der Politik, sondern trat auch für die Reinheit und Lauterkeit der Sitten im bürgerlichen Leben mit Entschiedenheit ein.

* * *

Ein Gelehrter von europäischem Ruf, ein universeller Geist, eine Zierde des ärztlichen Standes war der französische Arzt Emile Littré — geboren 1. Februar 1801 und gestorben 2. Juni 1881 —, der die mannigfachsten Gebiete der Wissenschaft mit neuen Beobachtungen, Forschungen und Entdeckungen

bereichert und seinen Namen für alle Zeiten mit goldenen Lettern in die Tafeln der Wissenschaft verzeichnet hat. Er begann seine Laufbahn als Mediziner, wo er in Hospitälern praktizierte und viele glückliche Kuren vollführte. Ebenso zeichnete er sich auch als medizinischer Schriftsteller aus, indem er mehrere fachwissenschaftliche Zeitschriften gründete und die Werke des Hippokrates ins Französische übersetzte. Diese rastlose Tätigkeit genügte aber seinem umfassenden Geiste nicht, denn auch die Philosophie beschäftigte ihn außerordentlich und er wurde einer der ersten und eifrigsten Jünger A. Comtes, des Begründers der sogenannten positivistischen Philosophie, zu deren Verbreitung er in Frankreich und im Ausland wesentlich beitrug. Auch die Sprachwissenschaft befruchtete er mit vielen epochemachenden Schriften. Besonders berühmt ist sein monumentales sprachwissenschaftliches Werk, betitelt: „Dictionnaire de la langue française". Schon frühzeitig nahm ihn die Politik gefangen und hielt er sich von Anfang an zur republikanischen Partei, deren Ideale seine Freiheit liebende Seele erfüllten. 1830 focht er mit Auszeichnung auf den Barrikaden und vertrat in Zeitungen und selbständigen Werken die Ideen des Republikanismus. Jeder Streberei abhold, ein reiner und lauterer Charakter, wies er alle Auszeichnungen, Orden, Titel und Ehrenstellen mit Entschiedenheit zurück. Dagegen nahm er es mit dem Mandat zum Abgeordneten, das ihm im Jahre 1879 die Stadt Paris antrug, sehr ernst. 1875 wurde er von der Nationalversammlung zum Senator auf Lebenszeit ernannt.

Wie Paul Bert, Combes und noch manche andere seiner Gesinnungsgenossen bekämpfte er stets den Klerikalismus, den er als den Todfeind jeder Freiheit und namentlich der Republik hinstellte und wurde dafür von der Geistlichkeit unter Führung des Bischofs Dupanloup aufs schonungsloseste befehdet, deren Einfluß es zuzuschreiben ist, daß Emile Littré, der nicht wenig zum Ruhme Frankreichs beigetragen, erst 1874 zum Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften ernannt worden war.

* * *

Die meisten hervorragenden französischen Aerzte des 19. und 20. Jahrhunderts, die sich überhaupt mit Politik beschäftigten bezw. beschäftigen und als Parlamentarier oder Minister tätig waren und

sind, gehörten der republikanischen Partei an, mit allen Kräften bestrebt, die großen Ideen der französischen Revolution zu verwirklichen. Zu diesen zählte auch der namhafte Arzt und Politiker Paul Bert — geb. 17. Oktober 1833 in Auxerre und gest. 11. Dezember 1886 in Hanoi —, ein Freund und Gesinnungsgenosse von Combes, gleich diesem ein „Kulturkämpfer", der den Klerikalismus für den gefährlichsten Gegner der Republik erachtete und es sich deshalb zur Lebensaufgabe machte, ihn zu bekämpfen.

Paul Bert studierte Medizin, entfaltete eine rege Praxis, widmete sich aber auch den Naturwissenschaften, besonders der Physiologie. Während einer Reise nach Algier, die er aus Familienrücksichten unternahm, hatte er mehrfach Gelegenheit, Ratten zu beobachten, denen Zuaven zum Scherz die Schwänze abschnitten und diese mit den peripheren Enden in eine Rückenwunde brachten bezw. anhefteten. Die Erhaltung der Sensibilität in den so zugerichteten Rattenschwänzen veranlaßte ihn, die Leitungsverhältnisse in den Nerven zu studieren. Seine zahlreichen anatomischen und physiologischen Schriften verschafften ihm im Jahre 1866 eine Stelle als Professor der Naturwissenschaft in Bordeaux. 1869 wurde er Professor der Physiologie an der Faculté des sciences in Paris, auch erhielt 1875 für seine medizinisch-naturwissenschaftlichen Untersuchungen den großen Preis der Akademie von 20000 Franks. Ein intimer, ja leidenschaftlicher Freund Léon Gambettas und von jeher ein rühriger Republikaner, wurde er im Jahre 1871 zum Präfekten des Departements Nord ernannt, legte aber dieses Amt gleich nach der Abdankung Gambettas und seines Ministeriums nieder. Während seiner Präfektentätigkeit machte er namentlich durch seine unerbittliche Verfolgung der Anhänger des gefallenen Kaiserreichs viel von sich reden. 1874 zum Mitglied der Deputiertenkammer ernannt, schloß er sich dem sogenannten republikanischen Verein an und gehörte zu den radikalsten Gegnern der katholischen Geistlichkeit und ihres Einflusses auf die Schule. Diese kulturkämpferische Gesinnung betätigte er namentlich als Minister des Kultus und des Unterrichts im Jahre 1881. Er erließ sofort sehr scharfe Verordnungen gegen den Klerus und hätte den Kampf, den später Combes gegen die Klerikalen aufnahm, gewiß zu Ende geführt, wenn er nicht bereits am 26. Januar 1882 sein Portefeuille niedergelegt hätte; doch hatte er die Genugtuung, daß das von ihm beantragte Gesetz: „In

den öffentlichen Schulen solle der Unterricht ausschließlich von weltlichen Lehrkräften erteilt werden" im Februar 1884 von der Deputiertenkammer angenommen wurde. Als Generalgouverneur von Französisch Indochina, als welcher er 1868 ernannt wurde, gab er von seinem Verwaltungstalent und seiner politisch-diplomatischen Gewandtheit vielfache Beweise, auch in seinem neuen Wirkungskreise für Glaubens- und Gewissensfreiheit mit der größten Entschiedenheit eintretend. Seine freisinnig-demokratischen Grundsätze, namentlich seine Anschauungen über die Jesuiten und den Jesuitismus, betätigte er auch als politischer Schriftsteller, so z. B. in der im Jahre 1880 erschienenen und Aufsehen erregenden Schrift: „Die Moral der Jesuiten".

* * *

Die Aerzte, die so oft Opfer ihres Berufes werden, indem sie, von ihren Patienten angesteckt, sich Blutvergiftungen oder andere tötliche Krankheiten zuziehen, die sich keine Ruhe gönnen dürfen, wenn es gilt Schwererkrankte zu besuchen und ihnen Hülfe angedeihen zu lassen, sind zuweilen auch Opfer ihrer politischen Ueberzeugung, wenn sie den Mut haben, der herrschenden Richtung im Staatsleben mit Entschiedenheit entgegenzutreten und dieselbe zu befehden. Lassen sie sich nun gar von ihrem Naturell dazu verleiten, mit der Waffe in der Hand gegen die bestehende Staatsordnung anzukämpfen, so müssen sie eben die Konsequenzen ihrer Handlungen tragen, die manchmal recht tragischer Art sind. So erging es auch dem französischen Arzt Alfonse Baudin — geb. 20. April 1811 in Nantua (Frankreich) und gest. auf einer Barrikade zu Paris am 3. Dezember 1851 —, der für seine revolutionären, politischen und sozialen Ueberzeugungen sein Leben lassen mußte.

Durch seine Praxis als Arzt kam er namentlich mit den niederen Volksklassen in Berührung und lernte die Führer der Arbeiter persönlich kennen. Innige Freundschaft verband ihn in erster Linie mit dem französischen Communisten Louis Auguste Blanqui, der bekanntlich unter der Juliregierung Frankreichs die communistischen Grundsätze in Flugschriften verfocht und am 12. Mai 1839 bei dem bewaffneten Aufstand in Paris als Anführer auftrat, zum

Tode verurteilt und dann vom König von Frankreich zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt wurde.

Mit ihm gründete Auguste Baudin 1848 den Klub des republikanischen Zentralvereins, dessen Werk die Aufstände vom 17. März, 16. April und 15. Mai des genannten Jahres waren. 1848 in die Nationalversammlung gewählt, schloß er sich der Bergpartei an und war einer der leidenschaftlichsten Gegner des 1851 vollzogenen Napoleonischen Staatsstreiches. Er unterstützte den Appell an das Volk, begab sich nach der Faubourg-St.-Antoine und bestieg hier, die Verfassungsurkunde als Waffe schwingend, eine Barrikade, wurde aber von den Truppen erschossen. Sein Tod rief in den demokratischen Kreisen eine tiefe Bewegung hervor und Jahre hindurch wurde er von den Führern der Demokratie als Opfer des Despotismus und Märtyrer der Freiheit gepriesen. Auf dem Kirchhof Montmartre in Paris wurde ihm ein Denkmal und ein zweites am 3. März 1851 in Faubourg-St.-Antoine, wo er den Tod gefunden, gesetzt.

* * *

Unter den französischen Aerzten in alter und neuer Zeit waren die Vertreter der schärferen Tonart in der Politik, die radikalen Demokraten, die ihre Seziermesser an die bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zustände in der Absicht anlegten, um gründliche Amputationen vorzunehmen, ziemlich zahlreich vorhanden. Wenn sie auch nicht alle solche anarchistischen und revolutionären Grundsätze verkündeten und betätigten, wie z. B. der von uns bereits näher charakterisierte Jean Paul Marat, dieser so berüchtigte Fanatiker und Blutmensch, so waren sie doch zumeist Stürmer und Dränger, die sich mit halben Maßregeln nicht abgaben, sondern aufs Ganze gingen, bezw. in der Politik dieselbe Methode der scharfen und gründlichen Operation wie in der Medizin befolgten.

Einer der berühmtesten französischen Staatsmänner der neueren Zeit, die in die Geschicke ihres Vaterlandes mit kühner Hand eingegriffen und dauernde Spuren ihrer Tätigkeit hinterlassen haben, ist Justin Louis Emile Combes, geboren am 6. September 1835 in Roque Courbe in Frankreich, der als heißsporniger Kulturkämpfer und

Schöpfer der Idee der Trennung des Staates von der Kirche sich einen bleibenden geschichtlichen Namen erworben hat. Er studierte anfänglich Theologie und empfing sogar die niederen Weihen, sattelte aber dann um, wurde praktischer Arzt und erfreute sich durch seine glücklich gelungenen Kuren einer ausgebreiteten Praxis. Auch als medizinischer Schriftsteller war Dr. Combes tätig und er gehörte zu den beliebtesten Mitarbeitern der medizinischen Revueen in Frankreich. Diese seine ärztliche Wirksamkeit verhinderte ihn aber nicht, sich in der Politik praktisch zu betätigen. 40 Jahre alt, wurde er Bürgermeister in Paris (Charente-Inferieure) und 1885 Senator und als solcher ein Führer der Radikalen, sowie Präsident der demokratischen Linken im Parlament. In Bezug auf trockene Beredsamkeit erinnert er an seinen deutschen Kollegen Virchow; sein Vortrag hat etwas Monotones, aber doch hört man ihm gern zu, denn er imponiert durch seine ruhige, gemessene und stets den Nagel auf den Kopf treffende Sprechweise, die durch seine sarkastischen Aus- und Einfälle einen besonderen Reiz gewinnt. 1895—96 war er Unterrichtsminister nnd leistete für die Hebung der Volksschulen sehr Verdienstvolles. Auch dem Universitätsleben wandte er seine volle Aufmerksamkeit zu und schützte bei jedem Anlaß die Freiheit der Wissenschaft. Einer der heftigsten Gegner des Klerikalismus, den er als Verbündeten der Monarchie betrachtete, indem er ihn beschuldigte, daß er am Sturze der Republik arbeite, übernahm er am 7. Juni 1902 nicht nur die Führung des Ministeriums des Innern neben der des Kultusministeriums, sondern zugleich auch die Ministerpräsidentschaft, um sofort die Schließung der nicht autorisierten geistlichen Körperschaften durchzuführen. Seine ganze Tätigkeit innerhalb des Zeitraums seines Ministerpräsidiums, als er die Geschicke Frankreichs leitete, war hauptsächlich darauf gerichtet, den Widerstand zu brechen, den die klerikal gesinnten Landesteile der Aufhebung der geistlichen Körperschaften entgegensetzten und eine gründliche und reinliche Trennung zwischen Staat und Kirche herbeizuführen, was ihm denn auch gelang und unter seinem Nachfolger Rouvier mit noch größerem Erfolge bewerkstelligt wurde. Daß seine kulturkämpferische Tätigkeit in einigen Provinzen, besonders in der Bretagne, wo es zu förmlichen Kämpfen zwischen der Bevölkerung und den Regierungsbeamten kam, die mit der Schließung der von den Geistlichen geleiteten Schulen beauftragt waren, viel böses Blut erregte und daß Combes von seinen zahlreichen Gegnern aufs hef-

tigste angegriffen und geschmäht wurde, soll nicht unerwähnt bleiben, aber er setzte doch, wenn auch mit Schonung, überall seinen Willen durch und die Mehrheit unterstützte ihn in allen seinen Maßnahmen gegen den Klerikalismus. Bewunderungswürdig war die Ruhe und Besonnenheit, die ihn mitten unter den leidenschaftlichsten Befehdungen der Konservativen und Klerikalen nicht verließ. Ebenso muß die Lauterkeit seines Charakters, die Selbstlosigkeit seines Strebens und die Folgerichtigkeit in allen seinen Handlungen hervorgehoben werden. Wiederholt billigte eine große ministerielle Mehrheit im Abgeordnetenhaus wie im Senat seine Politik. Selbst die Ausweisung des klerikalen Elsässers Delsor aus Frankreich, von den klerikalen Nationalisten als ein förmlicher Vaterlandsverrat gebrandmarkt, wurde von der Abgeordnetenkammer am 22. Januar 1904 mit einer bedeutenden Mehrheit gut geheißen.

Neben seiner leidenschaftlichen Kampfpolitik vernachlässigte er andere wichtige Lebensfragen des Landes nicht, indem er nach Kräften bemüht war, das Volkswohl zu heben und gerechten sozialen Forderungen zum Siege zu verhelfen. Es gelang ihm, durch seine Vermittlung den allgemeinen Ausstand der Kohlenbergleute in Nord- und Mittelfrankreich im November 1902 beizulegen. Ebenso setzte er es durch, daß die von Rouvier vorgeschlagenen Steuererhöhungen, die die finanzielle Lage des Staates bessern sollten, im März 1903 Annahme in der Abgeordnetenkammer fanden.

Wenn die Republik in Frankreich den Ansturm seiner klerikalen, nationalistischen Gegner in neuerer Zeit mit glänzendem Erfolg zurückgeschlagen, so gebührt Combes ein Hauptanteil an diesem Sieg der Freiheit über den Rückschritt. Wie sehr er den Wünschen der großen Mehrheit seiner Landsleute, die keine Uebergriffe der Kirche dulden wollen, Rechnung getragen, beweist auch der Umstand, daß sein Nachfolger Rouvier dieselben Pfade wie er wandelte und ganz und gar das System Combes befolgte.

Der geistreiche Feuilletonist und politische Publizist, der praktische Arzt Dr. med. Max Nordau in Paris, hat Emile Combes in einem hochinteressanten Leitartikel der Frankfurter Zeitung — Freitag, den 25. Dezember 1903 — geschildert und können wir nicht umhin, hier einiges aus dieser treffenden Charakteristik wiederzugeben:

„In seiner äußeren Erscheinung ist er ein guter Vertreter des südfranzösischen Typus, der sich durch wechselseitige Durchdringung keltiberischer, ligurischer, griechisch-römischer, wohl auch sarazenischer Elemente herausgebildet hat und von germanischer Beimischung fast ganz frei geblieben ist. Untersetzte, gedrungene Gestalt, kleine Hände und Füße, auf kräftigen Schultern ein Kurzschädel von harmonischer Bildung, vornehm gewölbte Stirn, scharf und grad blickende dunkle Augen hinter schmalen geöffneten Lidspalten, eine fein modellierte Mittelnase, trotziger, fast schmollender Mund, etwas zu weiches Kinn . . . Seine gewöhnliche Haltung ist schlicht und gemach, fast lässig, er zwingt sich nicht zu feierlicher oder gebietender Strammheit, wirft sich nicht in die Brust, „plastroniert" nicht, wie man dieselbe Bewegung französisch kürzer ausdrückt, er arbeitet sich nicht künstlich in jene Würde hinein, die die Vertraulichkeit entfernt, im Gegenteil: seine ganze Persönlichkeit atmet ein Wohlwollen, das dem, der ihm in redlicher Absicht naht, alle Befangenheit nimmt. Wie in seinem Aeußern, wie in der Einfachheit seines Auftretens, ist er auch in seinem Wesen typischer Südfranzose, aber nicht von der Albigenser Art, die man nicht mit der Marseiller verwechseln darf. Er ist von jedem Ueberschwang entfernt, er schwatzt und gestikuliert nicht, er scheint kalt und verschlossen, aber trotz seiner gewöhnlichen Gelassenheit kocht er leicht über, wenn man ihm an der richtigen Stelle Feuer anzündet. So gibt Herr Combes sich Zug für Zug. In der Kammer sitzt er in der Regel ruhig, etwas zusammengekauert da und hört geduldig zu. Sieht er sich veranlaßt, das Wort zu nehmen, so steigt er gemächlich die Stufen zur Rednerbühne hinan, spricht kurz, gleichmütig, ohne die Stimme sonderlich zu heben, ohne mit Händen und Armen herumzufahren. Tritt aber Jemand seiner Ehre nah, so sieht man auf seiner Stirn plötzlich eine Zornader schwellen, die Kiefern setzen sich auf einander, die Fäuste ballen sich unbewußt und die ganze Gestalt sammelt sich wie zum Sprunge, so hat man ihn gegen den Abgeordneten losfahren sehen, dem er Doppelzüngigkeit nachwies. Saalbeamte mußten herbeieilen, um zu verhindern, daß der Ministerpräsident sich im unvermutetsten Wortsinn als vollstreckende Gewalt betätigte. . . . .

Herr Combes ist der erste französische Staatsmann seit 110 Jahren, der es mit der Verweltlichung Frankreichs ernst meint. Alle

seine Vorgänger, auch die, welche grimmig kirchenfeindlich fauchten, streiften das ungeheuere Problem nur tangentiell an einem Punkte und flohen es dann in paraboliſcher Curve. Der arme Jules Ferry wurde von den Klerikalen als eine Art Diokletian verſchrieen. . . . . Herr de Freycinet fiel, weil er als Miniſterpräſident hinter dem Rücken des Kabinetts mit dem Vatikan im geheimen über die Scheinunterwerfung der Jeſuiten verhandelte und ſeine Miniſter, als ſie ihm auf die Sprünge kamen, ihre Entlaſſung verlangten. Soll an die geheime oder offene Kirchlichkeit eines Jules Simon, Spuller, Goblet, Waldeck-Rouſſeau erinnert werden? An Challemel-Lacour, der Enthaltung von allem empfahl, was „die klerikalen Departements beunruhigen oder entfremden könnte“, an Jaurès, der ſeine Kinder mit Jordanwaſſer taufen ließ, weil dies entſchieden beſſer hält? An die Kinder berühmter Politiker in Dorf und Stadt, die in ihren Reden gegen die Kirche wettern und ihre Kinder in die Kloſterſchule ſchicken? Sie alle halten ſich an die freilich anders gemeinte Empfehlung der „Weisheit des Bramanen“:

„Ein rechter Mann hat zwei Geſichter, die er hält:
Das eine für ſein Haus, das andere für die Welt.“

Herr Combes hat nur ein Geſicht für Haus und Welt, und das iſt das Neue an ſeinem Falle. Er hat ſich ſelbſt von den Dogmen befreit, er will Frankreich von ihnen befreien. Er iſt kein Schaufechter, ſondern ein Kämpfer auf Leben und Tod.

Und wahrlich, dieſe Selbſtbefreiung, die Vorbedingung der Befreiung eines Volkes, iſt ihm nicht leicht geworden. Die Medizin hat ihm zwar geholfen, ſich aus der Gottesgelahrtheit und der allſeitig gebundenen thomiſtiſchen Philoſophie herauszuarbeiten, aber die erſte katholiſche Färbung hält gut und wird auch mit naturwiſſenſchaftlichen Spülbädern nicht ganz weggewiſcht. Er iſt im tiefſten Innern mit Glaubens- oder doch Ahnungs- und Sehnſuchts-Poeſien durchtränkt, er hat ſich noch vor wenigen Monaten in der Kammer als einen Spiritualiſten, als einen Gottgläubigen bekannt und ſelbſt jetzt, wo er unerſchrocken auf die Trennung von Staat und Kirche und auf die Ueberwindung des Katholizismus in der franzöſiſchen Volksſeele losſchreitet, ſelbſt jetzt ſcheint ihm noch der bloße Rationalismus oder Agnoſtizismus kein befriedigendes Ideal der Nationalerziehung zu ſein und ſein Traum für Frankreich iſt ein ſtaatlich gelehrter „neuer Glauben“ nach der David Strauß'ſchen

Offenbarung: ein Gemiſch von Kunſtandacht, Schönheitsdienſt und altruiſtiſcher Bitt- und Bußſtimmung.

Man wird ſeinen Seelenzuſtand beſſer verſtehen, wenn man ſich des Urſprunges des Herrn Combes erinnert. Er iſt der Nachkomme von Albigenſern. Seine Vorfahren waren die heiligſten Ketzer, die je die katholiſche Kirche bedroht haben, ſtille tiefe Schwärmer, die ſich mit ihrem Gotte unter vier Augen begegnen wollten und unwillig die Dazwiſchenkunft des Geiſtlichen zurückwieſen; die auf Tugend und Sittlichkeit alles, auf Meſſe und Beichten gar nichts gaben und die ihre Lehrer und Führer, Prieſter kann man nicht ſagen, „parfaits“ — „die Vollkommenen“ — nannten, weil die Religion ihnen Selbſtvervollkommnung und nichts anderes bedeutete. Dieſer Freidenker Combes, der immer noch bang mit den Ewigkeitsfragen ringt, iſt ein unbewußter, verſpäteter Albigenſer. Er glaubt nur das Meiſterbefreiungswerk der Encyklopädiſten und der großen Revolution fortzuſetzen, aber ſein Unternehmen wurzelt noch viel tiefer in der franzöſiſchen Geſchichte, es knüpft an das furchtbare Ringen zwiſchen Raimund von Toulouſe und Simon de Monfort, zwiſchen dem kritiſchen Süden und dem fanatiſchen Norden an und nimmt den Kampf von neuem auf, in dem vor ſieben Jahrhunderten ſeine Vorfahren tragiſch unterlegen ſind.“

* * *

Der berühmteſte und genialſte Staatsmann unter den franzöſiſchen Aerzten in der Gegenwart iſt jedenfalls der jetzige franzöſiſche Miniſterpräſident Dr. med. Georges Clémenceau, geboren am 28. September 1841 in Mouilleron en Pareds (Vendée). Er begann ſeine Laufbahn als praktiſcher Arzt in Paris und machte ſich durch gelungene Kuren einen klangvollen Namen. Als Politiker iſt er ſeit vielen Jahrzehnten tätig. 1876 wurde er zum Mitglied der Pariſer Deputiertenkammer gewählt und hat ſich gleich beim Beginn ſeiner politiſchen Laufbahn als Führer des radikalen Republikanismus durch ſeine gewaltige Beredſamkeit, ſeinen politiſchen Scharfblick und ſeine Unbeſtechlichkeit zu einem ausſchlaggebenden Faktor im Parlament emporgeſchwungen, mit dem alle Parteien und alle Miniſter rechnen mußten. Als „Miniſterſtürzler“ war er der Schrecken aller Portefeuille-Inhaber. Um die Freiheit, den Fortſchritt und die Gerechtigkeit

hat er sich große Verdienste erworben. Daß Dreyfuß endlich rehabilitiert wurde, ist zum nicht geringen Teil ihm zuzuschreiben. Jahre hindurch verfocht er in der eigens dazu gegründeten Zeitung „Aurore“ die Revision des Dreyfußprozesses und als Sachwalter wahrer Menschlichkeit hat er sich im Kabinet Sarrien die Unsterblichkeit errungen.

Nachdem Clémenceau im März 1906 Minister des Innern geworden, trat er im Oktober desselben Jahres nach dem Rücktritt Sarrien's als Ministerpräsident an die Spitze der Regierung. Leider ist der sonst so vorurteilslose Mann kein Freund Deutschlands und des deutschen Reichs. Er hat — allerdings lange vor seiner Ministerschaft — aus seiner Antipathie gegen uns kein Hehl gemacht. In einer Feuilletonsammlung, 1900 unter dem Titel: „Au fil des Jours“ veröffentlicht, spricht er sich u. a. in schärfster Weise über Bismarck aus. Dieser Staatsmann habe Oesterreich betrogen, um es zum Bündnis zu verlocken, er habe Depeschen gefälscht und gelogen u. s. w.. Dann sagt er wörtlich:

„Auf die Macht gestützt, hat er Recht und Gesetz verletzt, er wollte nehmen und er nahm. Er hat die dänischen Herzogtümer genommen, er hat Deutschland genommen, er hat Frankreich genommen und Paris beschossen. Das war sein Ruhm.“ Gegen das Deutsche Reich wendet er sich mit den Worten: es sei unglaublich, „daß eine makedonische Phalanx von vielen Millionen Mann sich im Mittelpunkt Europas festgesetzt hat, um mit roher Gewalt die Herrschaft einer solchen Rasse zu sichern.“ Als Journalist der Aurore hat er unzählige Male den Grundsatz vertreten, mit Deutschland abzurechnen. Aus seinen Reden und Schriften leuchtet unverblümt der Haß gegen Deutschland. Er haßt Deutschland wohl weniger als Chauvinist, denn als radikaler Demokrat.

Seine freiheitlichen Grundsätze verleugnete er auch als Minister-Präsident nicht. In seiner Programmerklärung in der Deputiertenkammer vom 5. November 1906 verkündete er die nachstehenden lichtvollen Grundsätze: Die Freiheit wird Gelegenheit haben zur natürlichen Entwickelung in allen Zweigen der republikanischen Regierungsform. Die Verweltlichung der Schulen wird in kürzester Frist erfolgen. Die Regierung wird durch Herbeiführung des Zustandes der vollzogenen Trennung von Kirche und Staat dem Lande die volle unbehinderte Ausübung der Gewissensfreiheit sichern

etwaigen Wiedereroberungsangriffen des von einer fremden Autorität ausfließenden Geistes der Beherrschung werden wir den Weg versperren. Die Republik hat die Freiheit in Frankreich gegründet; wir müssen ihr noch zu ihrer natürlichen Entwicklung in allen Teilen des republikanischen Regimes verhelfen. Durch die Schaffung eines Ministeriums der Arbeit erstrebt die Regierung Gerechtigkeit ohne Vorurteil. Die Regierung ist fest entschlossen, schnell die Altersversicherung für die Arbeiter durchzuführen; sie wird außerdem das Gesetz über die Berufsvereinigungen verbessern, dessen Geltungsbereich erweitert werden soll, und wird ferner für die Beamten die Vereinsfreiheit vorschlagen, sie aber zur Erfüllung ihrer Dienstobliegenheiten anhalten.

In seiner Eigenschaft als Minister des Innern im Kabinett Sarrien, wie als Ministerpräsident hat Clémenceau sowohl von seiner hohen staatsmännischen Begabung und seiner außerordentlichen politischen Geschicklichkeit, wie auch von seinem persönlichen Mut Zeugnis abgelegt. Anläßlich des riesigen Streiks der Bergarbeiter in Courrières und Umgegend verschmähte er es nicht, in die Versammlung der Streikenden und ihrer leidenschaftlichen Führer sich zu begeben, an der Debatte teilzunehmen und mit ihnen zu verhandeln, immer bemüht, die Gegensätze auszugleichen und den sozialen Frieden herzustellen. Selbst seine Gegner mußten die Unerschrockenheit und Kühnheit des damaligen Ministers des Innern anerkennen. Die Neuwahl zum Abgeordnetenhaus am 6. Mai 1906 leitete er mit einer außerordentlichen Gewandtheit. Seine Energie, womit er die verschiedenen Komplotte, die von den Feinden der Republik gegen den Bestand derselben geschmiedet wurden, aufdeckte und zu Schanden machte, hat wesentlich dazu beigetragen, die Gemüter zu beruhigen und die Ordnung herzustellen.

Während so manche Minister in Frankreich, die früher Parteiführer waren, auf dem kuruliſchen Sessel, sobald sie ihn einnahmen, ihre Vergangenheit verleugneten, blieb er sich und seinen Grundsätzen treu. So untersagte er z. B. ganz im Sinne seiner publizistischen Vergangenheit als Freund der Jungtürken, Armenier, der russischen Flüchtlinge u. s. w. der französischen Staatspolizei die Fortsetzung der bisher den Regierungen Rußlands und der Türkei geleisteten politisch-polizeilichen Dienste seitens Frankreichs. Dem neuernannten Direktor der Staatspolizei Huard wurde von ihm ein dienstlicher

Verkehr mit den Botschaftern der genannten Mächte aufs strengste verboten.

In seinen Reden, die er sowohl in der Deputierten-Kammer, als auch vor einzelnen Korporationen während seiner jetzigen Ministerlaufbahn hielt, bekundete er sich stets als der alte, schlagfertige, klare und patriotische Redner, der sowohl für die politische Lage im Innern wie im Ausland ein feines Verständnis hat. So gab er z. B. in einer längeren Ansprache, die er in Lyon hielt, folgendes anschauliche Bild von der Situation in Frankreich:

„Ehe noch die Marokko-Konferenz beendet war", bemerkte er unter anderm, „drohte die Inventarisation der Kirche den Bürgerkrieg zu entfesseln, Offiziere empörten sich gegen das Gesetz und ihre Richter sprachen sie frei. . . . Bürgerkrieg zur rechten, Bürgerkrieg zur linken, so stellte sich der derzeitigen Regierung die Lage dar. Die Uebereinstimmung der Angriffe von den beiden extremen Seiten zeigte mir, daß wir zweifellos die grade Linie zwischen zwei Verirrungen einhalten." Er protestierte dann gegen den Vorwurf, daß er die Freiheit des Ausstandes verhindert habe, die Unterdrückung der Unruhen sei notwendig geworden und man müsse verstehen, den Arbeitern die Wahrheit zu sagen. Er schloß seine Rede mit der Hoffnung, worin er sich, wie ja der Ausfall der Wahlen am 6. Mai 1906 zeigte, in der Tat auch nicht täuschte, daß der gesunde Menschenverstand der Wähler die begangenen Fehler wieder gut machen und mit der Ueberzeugung, daß die Wahl lediglich einen Triumph der Republik bedeuten werde.

Georges Clémenceau zählt zu den namhaftesten Publizisten Frankreichs und die Leitartikel, die er in der von ihm einst gegründeten „Aurore" zur Rehabilitierung des Märtyrers Dreyfus geschrieben, gehören zu den espritvollsten und prächtigsten Leistungen der modernen französischen Publizistik. Auch als Dichter hat er sich einst versucht, indem er auf der Bühne des Renaissance-Theaters in Paris einen Einakter „Der Schleier des Glücks" mit Erfolg aufführen ließ. Dr. Max Nordau, von dem wir oben die prächtige Charakteristik Emile Combes' mitgeteilt haben, hat anknüpfend an seine Besprechung dieses Stückes des französischen Staatsmannes in der „Neuen Freien Presse" — Dienstag, den 19. November 1901 — ein meisterhaft ausgeführtes Literatur- und Charakterbild des Verfassers

gegeben, das wir hier als Beitrag zur Würdigung des Politikers Clémenceau auszugsweise wiedergeben wollen:

„Georges Clémenceau hat einen überaus merkwürdigen Lebensgang, reich an ungewöhnlichen Erfolgen, reich an den stärksten und seltensten Sensationen. Er war ein Mann der Tat, unangekränkelt von des Gedankens Bläſſe, er hat Geschichte gemacht und es anderen überlassen, sie zu schreiben, er lebte und wirkte große Dramen und fühlte sich, als er auf der politischen Bahn Heldenrollen spielte, gewiß den schwächlichen Federmenschen weit überlegen, die aus ihrem Hirn keine Dramen spinnen.

Clémenceau ist ein Mustertypus aus der Herrenschicht des keltischen Stammes. Er ist der Sprößling einer uralten, bretonischen Adelsfamilie, in der man seit Jahrhunderten fanatisch gläubig, abenteuerlich tapfer, grausam, rücksichtslos und hochmütig gewesen ist. Diese Eigenschaften hatte er von den Ahnen geerbt, aber er zeigte sie in anderer Kombination und Verbindung. Sein Fanatismus war nicht religiös, sondern politisch. In der Tapferkeit und in der Rücksichtslosigkeit stand er den Vorfahren nicht nach. Er übte sich nicht nur mit dem Degen, sondern auch moralisch und das ist sicherlich der schwierigere Teil. In seiner Erscheinung, seinem Wesen ist er der echte Sohn des Granitbodens und der schwermütigen Heide der Bretagne, schlank, mager, sehnig wie ein Wolf. Der Kopf eckig, die Gesichtsmaske starr, wie von einem Provinzsteinmetzen aus dem Urfelsen gehauen. Der kalte, dreiste Blick der dunklen, tief liegenden Augen ist eine Herausforderung. Die schneidende Stimme verschüchtert den Feigling und weckt im Temperamentsmenschen positive Raufluſt, wie der Gemsbart am Hut und die Auerhahnfeder beim jungen Tiroler. Er hat große Leidenschaften gekannt, auch in seinem Privatleben, aber er hat sie immer beherrscht. Je wilder es in ihm tobte, umso ruhiger schien er von außen. Seine Miene glich einer auf die stärkste Dampfspannung geaichten Kesselwand, ohne Manometer, an dem man den inneren Druck ablesen konnte. Eine hochinteressante Gestalt für jede Betrachtung, für die äußerliche wie für die geistige.

Er ging vom Studium der Medizin aus und übte die Heilkunst anfangs auch praktisch. . . . Ob seine Rezepte heilten, weiß ich nicht. Aber sie verpflichteten seine Patienten von Montmartre zu genügender Dankbarkeit, daß sie ihn, den damals Dreißigjährigen,

1871 zum Bürgermeister ihres Stadtbezirks wählten. Zugleich kühn und vorsichtig, steuerte er haarscharf an der wildesten Strömung der Kommune entlang, so daß sie ihn förderſam trieb, ohne ihn in den Abgrund zu reißen. Er landete in der Kammer und war da 20 Jahre lang einer der starken Männer, zu Zeiten der stärkste. Darum der stärkste, weil er für sich nichts wollte. Sein Ehrgeiz war nicht von der Art, die auf den guten Willen der anderen angewiesen ist und von diesen Befriedigung erwartet. So fürchteten ihn alle und er fürchtete niemand. Ein vollkommen selbstloser Mann in der Politik, zugleich ein durchdringender Kritiker, ein verwegener Draufgänger und ein sprengkräftiger Redner ist er schrecklich. Er ist ein Schwerbewaffneter inmitten eines Rudels Wehrloser. Ein Löwe in einer Hammelherde. Ein Sport, der darin besteht, blos aus Lust an der Entfaltung der eigenen Kraft zu würgen, ist eigentlich nicht mehr schön.

Jahrzehnte hindurch übte er die Schreckensherrschaft im Parlament, von Vielen gehaßt, von Allen bewundert, von Niemandem geliebt. Seine Beredsamkeit war anders als die der landläufigen Redner. Er verachtete weitläufige Perioden und Füllsel. Er war immer von imperatorischer Kürze, aber jedes Wort war eine stählerne Lanzenspitze mit einem Sankt Elmsfeuerflämmchen der Leidenschaft darauf. Wen sein Strahl traf, der war zugleich durchbohrt und „elektrocutiert“. Die Ministerien, die er mit einem zähen Ansprung in den Sand streckte, zählen nicht nach Einheiten, sondern nach Dutzenden. Man kämpfte gern unter seiner Führung, denn nach dem Siege wendete er sich geringschätzig weg und verschmähte einen Anteil an der Beute. Wie oft wollten seine niedergerannten Gegner ihn zwingen, Ministerpräsident zu werden! Er lachte sie einfach aus. So konnte er mit den Ministerien seine grausame Kurzweil haben, ohne Heimzahlung fürchten zu müssen. So konnte er die Menge durch einen glänzend logischen, idealen Radikalismus blenden und entzücken, ohne in Verlegenheit zu geraten, seine unmögliche praktische Verwirklichung zu versuchen. Ich frage mich manchmal, wer wohl ein stolzeres Hochgefühl hat, die bejahende Gottheit oder der verneinende Teufel? Ahuramazda, der die blühende Welt betrachtet und sich sagt: „All die Herrlichkeit, habe ich geschaffen“ oder Ahriman, der sie überschaut und spricht: „All die Herrlichkeit kann ich vernichten, wie und wann es mir gefällt.“ Ich philosophiere hier nicht über den objektiven Wert des einen oder des anderen

Gefühls: ich spreche nur von ihrer subjektiven Intensität und ich bekenne, daß ich sie nicht zu hierarchisieren vermag. Sicher ist, daß Clémenceau Jahrzente lang die Empfindung hatte und haben durfte, daß er der unumschränkte Herr der Republik sei. Wohl regierten Andere, doch nur, weil und so lange er es wollte. Die Quintessenz der Macht war in seiner Hand, wenn Minister sich auch an ihren Schlacken abschleppten und einander in raschem Wechsel unter ihrer Bürde ablösten. Das ist eine äußerste Steigerung und Ausweitung der Persönlichkeit, wie nur wenige Sterbliche, die nicht auf einem Thron geboren sind, sie jemals erfahren haben."

Dieser in seiner politischen Karriere so glückliche, beneidenswerte und originelle Staatsmann erlebte freilich auch einmal seinen Tag von Damaskus; er ertrug ihn aber mit philosophischer Ruhe und Würde und ohne dadurch später in seinem Fluge zu höchsten Staatsstellungen, beziehungsweise zur Ministerpräsidentschaft behindert zu werden. Ueber diesen seinen zeitweiligen Sturz erzählt uns M. Nordau:

„Eine idiotische Fälscherbande schrieb eines Tages seinen Namen auf eine angebliche Liste französischer Hochverräter im Solde Englands, und diese Ungeheuerlichkeit war für die Menge nicht zu dumm. Er hatte sich als Nebenverdienst seiner Hofhaltung auch eine Zeitung, „die Justice", einrichten zu sollen geglaubt, und, da er selbst kein Vermögen besaß, eine Commandite aus Cornelius Herz' Hand angenommen. Die geriebenen Gauner, die Frankreich die Panama-Milliarde gestohlen haben, wußten mit unvergleichlicher Geschicklichkeit Cornelius Herz, der mit Panama schlechterdings nichts zu tun hatte, als den Milliardendieb hinzunageln, und die Franzosen ließen sich auch noch foppen, nachdem sie sich hatten plündern lassen. Sie nahmen blind wütend die falsche Spur auf, ließen die wirklichen Diebe unverfolgt, jagten und heulten hinter dem Wild her, auf das Jene sie gehetzt hatten, und zerrissen alles Lebende, was auch nur durch die flüchtige Berührung etwas von der Witterung des verbellten Wildes angenommen hatte. Unter dem Gekläff „Aoh Jes!" „Panama!" und „Cornelius!" bissen die Wähler von Toulon 1893 Clémenceau die Sehnen durch, daß er lang hinschlug. Da lag er nun am Boden. Er hatte die Macht verloren. Nicht auch die Würde. Stolz verschmähte er es, mit der törichten Menge zu diskutieren. Er verteidigte sich nicht, er bewarb sich nicht um einen

neuen Sitz in der Kammer oder im Senat. Er hatte erfahren, was Volksgunst wert ist. Am liebsten hätte er schon damals der Politik den Rücken gewendet. Aber die Dreyfus-Affaire zog herauf und entfachte mächtig seine Kampfgier. Vier Jahre lang stritt er in der vordersten Reihe. Sein Feldzug in der „Aurore" genügt für eine Unsterblichkeit. Täglich hieb er in die nämliche Kerbe, und seine Streiche waren mit die gewaltigsten in diesem Gigantenkriege. Als die Hauptstellung des Feindes erstürmt war, schleuderte er die Waffe von sich. Nachhutgefechte waren seine Sache nie."

Wir schließen dieses Kapitel über den französischen Ministerpräsidenten Georges Clémenceau mit der Nordau'schen Skizze über den Dichter und Schriftsteller, dessen literarisches Schaffen ebenso eigenartig wie seine politische Wirksamkeit ist, also lautend:

„Sechzig Jahre war er alt, da häutete er sich neu und erstand in wunderbarer Wiedergeburt als Dichter. Erzählungen, Romane, jetzt auch ein Drama, entquollen seiner Feder und errangen ihm rasch einen jungen Ruhm. Die Wandlung ist vielleicht ohne Beispiel. Faust wendet sich nach einem langen Dasein der Studierstube und des Schreibpultes entschlossen dem Leben zu. Clémenceau wendet sich nach einem langen Dasein mitten m Leben, wo es am heißesten wallt, entschlossen dem Schreibpult und der Studierstube zu. Ist das ein Aufstieg? Ist es ein Sturz? Wo ist oben? Wo unten? Es kommt vielleicht lediglich auf den Standpunkt der Schauenden und Schätzenden an. Clémenceau hat die stärksten Sensationen der Macht gekannt. Er kennt nun auch die köstliche Sensation eines zweiten Lebensbeginnes, die Bangigkeiten des Neulings, das Entzücken des ersten künstlerischen Erfolges. An all das mußte ich denken, als ich den „Schleier des Glückes" spielen sah, und die Persönlichkeit des Verfassers entdeckte mir eigentlich das Werk. Dieses ist unverkennbar eine Beichte, und das tut mir leid. Cincinnatus, der nach der Diktatur zum Pfluge zurückkehrt, Karl V., der nach der Weltherrschaft die Klosterzelle von San Juste bezieht, müssen gleichmütig bleiben, um groß zu sein. So wie sie bitter werden, schwindet der Zauber und sie schrumpfen zusammen. Damit ihre Dunkelheit nach dem Glanze ruhmreich sei, muß sie gewollt, nicht erlitten sein. Wenn sie bedauern und beklagen, so sind sie nicht länger Ueberwinder. Clémenceau's philosophischer Monolog — das scheint mir die richtige Definition von „Le voix du bonheur" —

ist bitter. Er klagt über die Nichtswürdigkeit der Menschen. Das stört mir das Bild des außergewöhnlichen Mannes. Er, der ganz oben gestanden und sie von sehr hoch gesehen hat, sollte über die Menschen lächeln. Nur so wäre der junge Dramatiker dem alten Parlamentarier ebenbürtig."

* * *

Während Combes und Clémenceau die Ausübung der Arzneikunst völlig aufgaben, als ihnen höhere Ideale, d. h. die Betätigung ihrer staatsmännischen Talente, winkten, blieb der berühmte Arzt und Chemiker J. A. Cl. Graf von Chaptal — geb. 4. Juni 1756 zu Nogaret in Frankreich, gestorben 30. Juli 1832 in Paris — auch während seiner ministeriellen Tätigkeit der Wissenschaft treu. Er lebte lange als prakt. Arzt und Lehrer der Chemie in Montpellier, wurde 1793 Leiter der Salpeterfabrik in Grenoble, wo er die Fabrikation des Salpeters vereinfachte, und schließlich Professor der Chemie in Montpellier. Als Forscher und Erfinder auf dem Gebiete der Chemie ist sein Name mit goldenen Lettern in den Annalen der exakten Disziplinen verzeichnet. Er förderte u. A. die Fabrikation von Schwefelsäure, Alaun und Soda und führte die Türkischwaschfärberei in Frankreich ein.

Seine politische Carriere begann er 1799 als Staatsrat und wurde ein Jahr darauf Minister des Innern. Als solcher hat er sich für alle Zeiten mit Ruhm bedeckt. Bewunderungswürdig sind seine vielen Schöpfungen innerhalb eines Zeitraumes von nur 4 Jahren seiner Ministerherrlichkeit. Die Industrie hob er gewaltig, begründete die Handelsgesetzgebung und vermehrte die Börsen, sorgte unermüdlich für die arbeitenden Klassen, verwertete in fruchtbringender Weise die Fortschritte Englands im Maschinenwesen und errichtete in Compiègne die erste Kunst- und Gewerbeschule. Er begünstigte ferner den Bau neuer Straßen, Brücken und Kanäle und begründete die freie Flußschiffahrt. Für die Errichtung und Ausbildung wissenschaftlicher Lehranstalten war er ohne Unterlaß tätig. 1804 erhielt er seine Entlassung, doch war er während der 100 Tage wieder Staatsminister und leistete als Minister des Handels und der Manufacturen überaus Heilsames. Nach der Restauration trat er in's Privatleben zurück, wurde aber 1819 in die Pairs-Kammer berufen.

Die Wissenschaft der Chemie hat er mit zahlreichen bahnbrechenden Werken bereichert, von denen wir hier nur die folgenden hervorheben wollen: „Élements de chimie“ (3 Bände), „Chimie appliquée aux arts“ (5 Bände), „Chimie appliquée à l'agriculture“ (2 Bände), „De l'industrie française“ (2 Bände) ꝛc. Die meisten dieser Bücher sind auch ins Deutsche übersetzt. Die Uebertragung von Chaptals „Chemie in ihrer Anwendung auf die Künste“ erschien Berlin 1808 und rührt von dem „K. Pr. Geheimrat“ Prof. Dr. S. Fr. Hermbstädt her. Dieser sagt im Vorwort seiner Uebersetzung treffend: „Chaptal hat sich so sehr um die Anwendung der Chemie auf die Künste, Manufacturen und technische Chemie verdient gemacht, daß alles, was derselbe in dieser Hinsicht liefert, auch dem deutschen Künstler und Fabrikanten so angenehm als möglich sein muß.“ Die Chaptalsche „Agriculturchemie“ erschien 1824 in deutscher Uebersetzung in Stuttgart und hatte den Prof. Dr. H. F. Eisenbach in Tübingen zum Autor. Dieser läßt sich im Vorwort über den großen Arzt, Chemiker und Staatsmann mit den Worten aus: „Der Name eines Chaptal, dessen unermüdete Tätigkeit für gemeinnützige Zwecke, dessen gründliche chemische Kenntnisse allgemein anerkannt sind, im Besitze großer Landgüter, die er selbst praktisch betrieb, und auf einer Stufe der bürgerlichen Gesellschaft durch Rang, Vermögen und Aemter stehend, die ihm Quellen aller Art zugänglich machten, der uns hier nicht müßige theoretische Speculationen, sondern das Resultat einer vieljährigen Erfahrung bietet, müsse dieses Werk mehr empfehlen, als alles, was der Uebersetzer darüber sagen könnte.“

* * *

Schließlich noch ein Wort über den Arzt, Philosophen und Staatsmann P. J. George Cabanis — geb. 5. Juni 1757 in Cosnac und gestorben 5. Mai 1808 bei Meulan —, einen der scharfsinnigsten Mediziner Frankreichs im 18. Jahrhundert. Als Arzt praktizierte er in Auteuil, wurde 1794 Professor der inneren Medizin an der medizinischen Schule zu Paris, wo seine ebenso neuen wie radikalen Ansichten als Kliniker Aufsehen erregten und tiefgehende Wirkungen ausübten.

Ein leidenschaftlicher Anhänger der Ideen der französischen Revolution war er einer ihrer eifrigsten Parteigänger. Mit dem

Grafen v. Mirabeau sehr intim befreundet, lieferte er diesem das Material für seine Reden über öffentliche Erziehung, auch verschied der große Dämagoge in seinen Armen. Später wurde er Mitglied des Rats der Fünfhundert und des Erhaltungssenats. Sein berühmtestes Hauptwerk ist: „Rapport du physique et du moral de l'homme" (2 Bde.), auch ins Deutsche, u. A. von Prof. Dr. Ludwig Jakob, übersetzt. Mögen zur Charakterisierung des Buches und des Verfassers nur die nachstehenden Stellen über den Tod und das melancholisch-choleriſche Temperament des Menschen hier ein Plätzchen finden: „Der Tod hat in den Augen der Vernunft nichts Fürchterliches. Er kann blos die schwache Einbildung erschrecken, die unfähig ist, das ganz richtig zu würdigen, was sie verliert und was sie wieder erhält oder verbrecherischen Seelen, welche oft mit der Reue über die vergangene Zeit, die sie so schlecht zu ihrer Glückseligkeit angewandt hatten, zugleich ein strafendes Entsetzen vor der ungewohnten Zukunft empfinden. Für einen Weisen mit ruhigem Gewissen ist der Tod nichts als des Lebens Ziel, der Abend eines schönen Tages. . . . .

„Das melancholisch-choleriſche Temparament ist das glücklichste und gefährlichste von allen Temperamenten. Es ist dasjenige, welches fanatischen, rachsüchtigen und blutdürstigen Nationen eigen zu sein pflegt, dasjenige, welches den finsterem Grimm der Tibere und der Sullas, die heuchlerische Wuth der Kreuzzügler, eines Ludwig XI., eines Robespierre bestimmte. Die eigensinnigen Grausamkeiten Heinrichs VIII. und seines Gelichters, die ausgedachte und mit rechter Besonnenheit durchgeführte Rache Philipps II. sind sein Werk. Kühnheit und Gewalttätigkeit sind in ihm mit großem Ehrgeiz und tiefer, nachtragender Denkungsart verknüpft, und der schwarze, fürchterliche Geist, der es von Verbrechen zu Verbrechen treibt, wird durch seine Taten immer noch mehr verstärkt."

Englische Aerzte als Diplomaten.

Groß ist die Zahl der englischen Aerzte, die als Consuln oder General-Consuln ihres Vaterlandes in den Kolonien wirkten und dort eine mehr oder weniger ersprießliche und nützliche staatsmännische Tätigkeit entfalteten. Auch als englische Gesandte hatten sie oft Gelegenheit zu zeigen, daß sie sich nicht allein auf die Diagnose ihrer Patienten, sondern auch des betreffenden Landes, wo sie accreditiert waren, sehr gut verstanden.

Einer der begabtesten dieser medizinischen Diplomaten war Sir Rutherford Alcock — geb. 1809 und gest. im hohen Greisenalter am 2. November 1897 —, der auch als Arzt sich einen geachteten Namen erworben hatte. Seine wissenschaftlichen Schriften auf dem Gebiete der Medizin „Concussion of the hrain“ und „Injuries of the thorax“ gewannen den Jacson-Preis. Er schrieb ferner ein für die Geschichte der Medizin in England und Spanien bedeutsames Werk: „Notes on the medical history and statistics of the British legion of Spain.“

Sein Eintritt in den diplomatischen Dienst erfolgte im Jahre 1832, als er Militärarzt bei dem englischen Hilfskorps in Spanien war. 1844 Consul in chinesischen Handelsplätzen, wurde er 1858 General-Consul, ein Jahr darauf bevollmächtigter Minister und von 1865—1871 englischer Gesandter in Peking.

Ein scharfer Beobachter von Land und Leuten, hatte er namentlich in letzterer Stellung seinem Vaterlande große Dienste geleistet, indem er über die politischen, commerziellen, militärischen ꝛc. Verhältnisse der vor einigen Jahrzehnten noch vielfach so mysteriösen und nur oberflächlich gekannten Länder klare, anschauliche und tief eindringende Berichte lieferte. Seine Werke, die er über Japan veröffentlichte, gehören zu den besten, die in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf dem Büchermarkt überhaupt erschienen sind. Ich nenne nur die folgenden: „Familiar dialogues in Japanese,“ „The capital of the Tycoon: a narrative of three year's residence in Japan“ und „Art and art- industries in Japan.“

Aerzte im auswärtigen diplomatischen Dienst Deutschlands.

Bei uns ist vielfach die Annahme verbreitet, als wenn ausschließlich das Studium der Rechtswissenschaft die Berechtigung geben würde, im Staatsdienst tätig sein zu können und als wenn der Jurist allein in seinem Tornister den Marschallstab, d. h. die Aussicht, als Diplomat und Staatsmann Karriere zu machen, trüge. Diese irrtümliche Auffassung teilten übrigens auch die Alten, wie dies schon der angeführte alte lateinische Ausspruch beweist: „Dat Galenus opes, dat Justinianus honores.“ Die großen Dienste, die gerade Aerzte dem deutschen Reich in ihren amtlichen Stellungen als Consuln, Diplomaten, Gouverneure u. s. w. erwiesen haben, bekunden gerade das Gegenteil, d. h. daß es nicht immer die juristische Bildung ist, die dem Mann die Anwartschaft auf den Staatsdienst verleiht.

Ich will hier nur einige besonders glänzende Namen verzeichnen.

Zuerst sei des genialen und kühnen Afrikareisenden Emin Pascha, der aber, wie man weiß, eigentlich Dr. med. Eduard Schnitzer hieß — geboren 29. März 1840 zu Neiße und ermordet am 23. Oktober 1892 in Afrika —, Erwähnung getan. Er studierte Medizin und schlug die Laufbahn eines praktischen Arztes ein. Als solcher bewies er sich bei vielen Anlässen als ein vorzüglicher Diagnostiker. Vom Wissensdrang und großer Reiselust getrieben, begab er sich als 24jähriger Arzt nach der Türkei und wurde in Antivari Quarantaine-, Hafen- und Distriktsarzt. Neben der Arzneikunde widmete er sich auch der Naturwissenschaft und die sorgfältigen Sammlungen und Beobachtungen, die er als wissenschaftlicher Reisender machte, zeigen, daß er auch ein hervorragender Ornithologe, Ethnograph und Metereologe war.

Die großen Sprachkenntnisse und die frühzeitig hervortretenden diplomatischen Talente des deutschen Arztes lenkten bald die Aufmerksamkeit der türkischen und arabischen Behörden auf ihn, die es

ihm nahe legten, die diplomatische Laufbahn einzuschlagen. 31 Jahre alt, trat er in den Dienst des Gouverneurs Ismael Pascha und begleitete ihn in die Verbannung nach Trapezunt und Erzerum und dann nach seiner Wiederanstellung nach Janina. Die glänzenden Fähigkeiten Dr. Schnitzers veranlaßten Gordon Pascha in Egypten, ihn unter dem Namen eines Emin-Efendi 1876 zum Regierungsarzt zu ernennen, ihn aber auch mit politischen Sendungen zu betrauen; so z. B. 1876 zum Mtesa, dem Beherrscher von Uganda, und 1877 zum Kabegra, dem Beherrscher von Ungoro. Von seinem Verwaltungstalent und seinem staatsmännischen Geschick gab er besonders glänzende Proben als Gouverneur in den Aequatorialprovinzen, zu welchem er 1877 ernannt wurde. Unermüdlich tätig zeigte er sich als Organisator und Erforscher dieser Gebiete. Ich übergehe die mannigfachen, teils tragischen, teils romantischen Schicksale, die dieser Mann erlebte. Es ist bekannt, daß er durch den Aufstand des Mahdi und die Vernichtung der egyptischen Herrschaft in den nördlich von seiner Provinz gelegenen Bezirken von allen Verbindungen mit der englischen Regierung abgeschnitten wurde und in eine äußerst gefährliche Lage kam, und daß er sich Jahre hindurch standhaft dem Anprall des mahdistischen Heeres gegenüber hielt, sowie daß er durch die Expedition des großen Afrikareisenden Stanley aus seiner prekären Lage befreit wurde.

Im März 1890 trat er aus dem englischen Dienst und widmete nun seine außerordentlichen geistigen Kräfte dem deutschen Vaterlande und dem deutschen Reich. Zunächst brach er mit einer Expedition nach dem Viktoria-See auf. In Tabora hißte er die deutsche Flagge und gelangte glücklich zum Viktoria-See, wo er die Station Bukoba errichtete. Dann zog er mit dem Afrikaforscher Stuhlmann zum Albert-Edward-See und zum Albert-Nianza. Durch eine Krankheit und eine Blatternepidemie in Unduffuma, nahe dem Südende des Albert-Nianza, festgehalten, sandte er Stuhlmann mit den Gesunden nach dem Viktoria-See zurück.

Einen tragischen Abschluß fand sein arbeits- und ruhmvolles Leben, indem er am 20. Oktober 1892 auf Befehl des Sultans von Kibonge in Kinema — Afrika — 150 Kilometer westlich vom Kongo ermordet wurde.

Er starb wie ein Held und sagte zu den drei Verbrechern, die übrigens im folgenden Jahre bei der Niederwerfung des Araberaufstandes von den Truppen des Kongostaates ergriffen und hin-

gerichtet wurden, unmittelbar vor seinem Tode: „Wohl, Ihr könnt mich töten, aber bedenkt, daß ich der einzige weiße Mann in der ganzen Gegend bin, doch gibt es noch viele andere, die meinen Tod zu rächen bereit sind."

Trotz aller Fehler und Schwächen des deutschen Arztes und Staatsmannes muß anerkannt werden, daß er in uneigennütziger und hochherziger Weise Großes im Dienste der Kultur und Wissenschaft im allgemeinen und der politischen Interessen seines deutschen Vaterlandes im besonderen vollbracht hat.

* * *

Ein nicht minder abenteuerliches und gefahrvolles Leben führte auch der gefeierte Arzt und Diplomat Dr. Gustav Nachtigal — geb. 23. Februar 1834 in Eichstedt bei Stendal nnd gestorben 19. April 1885 am Bord der Möwe auf der Höhe von Cap Palmas —, ein Zögling des medizinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelm'schen Instituts in Berlin, der als Militärarzt in Köln seine Laufbahn begann, aber nicht wie Emin Pascha vom Wissensdurst getrieben, vielmehr lediglich aus Gesundheitsrücksichten nach Afrika sich begab. Später siedelte er nach Tunis über und wurde Leibarzt des Beys. 1868 reiste er im Auftrage des Königs von Preußen als Ueberbringer der Geschenke Wilhelms I. zu dem Sultan Omar nach Bornu. Im Jahre 1882 ernannte ihn die deutsche Regierung zum General-Consul in Tunis, in welcher Eigenschaft er zwei Jahre darauf den Auftrag erhielt, die Westküste Afrikas zu besuchen und die noch von keiner anderen europäischen Macht beanspruchten Küstenstrecken, an denen deutsche Interessen des Schutzes bedürftig waren, unter die Hoheit des deutschen Reiches zu stellen, welche Aufgabe er mit vollendetem Geschick löste. Ihm ist es in erster Linie zu verdanken, daß Togoland, Kamerun und Lüderitzland deutsches Kolonialgebiet wurden. Wie Emin Pascha war auch er ein namhafter Naturforscher und veröffentlichte namentlich in seinem großen dreibändigen Werke „Sahara und Sudân" hochwichtige Aufschlüsse über Topographie, Ethnographie ꝛc. der von ihm teilweise zum ersten Mal erforschten Länder und Gegenden, sich so den Namen eines Weltreisenden ersten Ranges erwerbend. 1887 wurden seine Gebeine nach Kamerun überführt, wo ihm bei dem Gouvernements-

gebäude ein Denkmal errichtet wurde. Auch in Stendal wurde ihm ein Standbild gesetzt. Seine Büste in Marmor ist seit dem 23. Februar 1892 im Museum für Völkerkunde in Berlin aufgestellt.

* * *

Ein Arzt und Diplomat gleich ihm war der Afrikareisende Dr. Gerhard Rohlfs — geb. 14. April 1831 zu Vegesack und gest. 2. Juni 1896 in Godesberg —, der als praktischer Arzt mit 24 Jahren in die französische Fremdenlegion trat und der Eroberung der großen Kabylie bis 1861 beiwohnte. Ein Sprachgenie wie Emin Pascha, machte auch er sich mit verschiedenen orientalischen Sprachen vertraut und lernte aus eigener Anschauung orientalische Sitten und Gebräuche kennen. Gleich Nachtigal reiste auch er in einer diplomatischen Mission zu dem Sultan von Bornu, dem er die Geschenke des Königs Wilhelm I. von Preußen überbrachte. 1878—79 unternahm er mit Unterstützung der deutschen Reichsregierung und begleitet von dem Afrikaforscher Stecker eine Expedition von Tripolis nach Wadai, um dem dortigen Sultan Geschenke des deutschen Kaisers zu überbringen. Wiederholt schwebte er in Lebensgefahr, so auch diesmal, als er in der Oase Kufra von Suya-Arabern überfallen wurde, so daß er mit seinen Mitreisenden sich nur durch eilige Flucht und unter großen materiellen Verlusten retten konnte. 1880 hatte er wieder einen diplomatischen Auftrag des deutschen Kaisers auszurichten, indem er einen Brief Wilhelms I. an den Negus von Abessinien überbrachte. Später wurde er General-Consul in Sansibar. In reizvoller Weise beschreibt er seine „Mission nach Abessinien" in einer 1883 erschienenen Schrift. Unter den Kolonial-Staatsbeamten, die in Afrika das Ansehen und die Macht des deutschen Reiches vermehrt und die deutschen Interessensphären erheblich erweitert haben, nimmt Gerhard Rohlfs einen der ersten Plätze ein.

Ein deutſcher Arzt als oppoſitioneller Diplomat.

Wie viele Diplomaten hat es gegeben, die, obſchon ſie jahrelang im Staate oder in der Geſellſchaft eine Rolle geſpielt, vergeſſen wurden, ſobald ſie a. D. oder z. D. waren, oder der Senſemann ſie in den ewigen Ruheſtand verſetzte! Wie ganz anders iſt es um das Andenken jenes Diplomaten beſtellt, des Arztes Varnhagen von Enſe — geb. 21. Februar 1781 in Düſſeldorf und geſt. 10. Oktober 1858 in Berlin —, deſſen ſtattliches Haus Jahrzehnte lang der Sammelpunkt aller namhaften Geiſter Berlins und berühmter Fremden bildete und der zu den ſchneidigſten Politikern und den feinſinnigſten Geiſtern Preußens, aber auch zu den mißvergnügteſten, verärgertſten, oppoſitionellſten Diplomaten gehörte!

Wie ſein Vater, ſo widmete auch er ſich der ärztlichen Laufbahn, doch zogen ihn ebenſo die Staatswiſſenſchaften an. Nicht minder feſſelte ihn das militäriſche Leben. 24 Jahre alt, begab er ſich zur öſterreichiſchen Armee, wo er nach der Schlacht von Aſpern zum Offizier ernannt wurde. Bei Wagram erhielt er eine ſchwere Wunde. Nach ſeiner Wiederherſtellung begleitete er den öſterreichiſchen General Prinzen Bentheim als Adjutant auf mehreren Reiſen, ſo z. B. 1810 nach Paris an den Hof Napoleons I. Als ſich die Oeſterreicher 1812 am ruſſiſchen Feldzug beteiligten, verließ er deren Dienſt und ging nach Berlin. 1813 trat er als Hauptmann in die ruſſiſche Armee und wurde Tettenborns Adjutant, den er bis Paris begleitete. In den Schriften, die er zu jener Zeit über die „Geſchichte der Hamburger Ereigniſſe“ und die „Geſchichte der Kriegszüge des Generals Tettenborn“ herausgab, bewährte ſich der Arzt und Offizier zugleich als ein ſehr ſcharfſinniger, genau beobachtender Diplomat und dieſe ſeine Begabung war es wohl, die die Aufmerkſamkeit der leitenden Kreiſe Preußens auf den hochbegabten Mann lenkte. Da er ſelbſt des unruhigen militäriſchen Lebens überdrüſſig war und ſeine diplomatiſchen Neigungen ihm den Beruf eines Politikers ganz beſonders angenehm erſcheinen ließen, folgte er der ihm 1814 gewordenen Berufung in den diplomatiſchen Dienſt Preußens und

hatte er seit jener Zeit seine ganze außerordentliche Tatkraft, seine seltene Beharrlichkeit und sein Genie in den Dienst dieses Landes gestellt.

Als Vertrauter des Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg begleitete er ihn zum Kongreß nach Wien und ein Jahr darauf nach Paris und wurde dann Ministerresident in Karlsruhe. Seine freiheitlichen und freisinnigen Grundsätze, die er allezeit betätigte, mißfielen natürlich der Reaktion und er machte nicht gleich solchen dunklen Ehrenmännern, wie z. B. Gentz war, Karriere. Im Sommer 1819 wurde er abberufen und pensioniert und lebte seitdem mit dem Titel eines Geheimen Legationsrats zumeist in Berlin.

Es hat wohl selten einen Diplomaten gegeben, der solche geläuterten und freisinnigen Grundsätze über die Presse gehabt hätte, wie Varnhagen von Ense, der sich nicht scheute, seine Ansichten frank und frei auszusprechen, unbekümmert darum, daß er in jenen Zeiten der willkürlichen Behandlung der Presse seitens der Behörde anstoßen mußte. Besonders erzürnt war auf ihn der allmächtige österreichische Kanzler Metternich, dessen Stimme auch in Preußen gehört wurde und der sicherlich auch seinerseits ein Scherflein zum Sturz Varnhagens beigetragen hat. Durch seine wider seinen Wunsch erfolgte Ausschließung von den Staatsgeschäften mißmutig und verdrießlich gemacht, beobachtete dieser die Ereignisse, namentlich die innere Entwicklung Preußens, mit kritischen Blicken und zeichnete seine Beobachtungen in seinen zahlreichen Tagebüchern sorgfältig auf. Wer ihn als Diplomaten und Staatsmann genau kennen lernen will, der lese seine 14bändigen Tagebücher, seine 10bändigen „Biographischen Denkmale“ und die von seiner Nichte Ludmilla Assing herausgegebenen 9bändigen „Denkwürdigkeiten“ und „Vermischte Schriften“, nicht minder aber seinen reichen und anregenden Briefwechsel, den er mit Metternich, Gneisenau, Haugwitz, Stägemann, Alexander von Humboldt u. A. führte. Wenn auch manches Urteil von ihm infolge seiner Verbitterung einseitig und gehässig ist, so muß ihm doch zum Ruhme nachgesagt werden, daß sein klarer Verstand, seine aufrichtige Vaterlandsliebe und seine Begeisterung für Freiheit, Wahrheit und Recht auf jeder Seite seiner Schriften in erhebendster Weise zu Tage tritt. Durch seine Eigenart und Vielseitigkeit, sowohl wie durch die befruchtende Anregung, die er auf seine namhaftesten Zeitgenossen ausübte, gehört er zu den interessantesten Erscheinungen in der neueren deutschen Geschichte. Er war ein starrer Liberaler,

der die deutsche Einheit ohne die deutsche Freiheit sich nicht denken konnte und in diesem Sinne war er auch in Karlsruhe als Ministerresident tätig. Nur einmal noch sollte der kalt gestellte und als Demokrat verschrieene Staatsmann an aktiver Politik sich beteiligen. 1829 erhielt er vom Minister Bernstorff den delikaten Auftrag, nach Kassel und Bonn sich zu begeben, um womöglich zwischen dem Kurfürsten Wilhelm II. und der mit ihrem Sohne in Bonn lebenden Kurfürstin Auguste Frieden zu schließen.*) In Erfurt traf Varnhagen mit dem General von Natzmer zusammen, der soeben von seiner erfolglosen Friedenssendung aus Kassel zurückgekehrt war. Sehr amüsant sind die Schilderungen Varnhagens über diesen famosen kurfürstlichen Hof. Von der Maitresse des Kurfürsten Wilhelm II., der Gräfin Reichenbach, schreibt er u. a.: „Hier — in Kassel — werden alle Briefe auf der Post gelesen, versichert man; durch ihren Bruder, den Oberforstmeister und Postdirektor Ortlöpp, sind alle Geheimnisse zur Gräfin Reichenbach hingeleitet, die daraus kein geringes Werkzeug der Macht und Klugheit besitzt. . . . Der Kurfürst will sein Verhältnis zur Gräfin Reichenbach als etwas schlechthin Einziges, mit keinem anderen Vergleichbares, durch seine Besonderheit völlig Legitimes angesehen und behandelt wissen. Er tadelt als etwas Anstößiges, daß der Großherzog von Darmstadt die Schauspielerin Mlle. Peche zur Geliebten habe, der Herzog von Koburg die Schauspielerin Karoline Bauer dazu werben wolle.“ Die Gräfin Reichenbach giebt einen großen Ball, bei dem Alles in Uniform erscheinen muß, wie auf einem Hofball. Alle Welt beugt sich vor ihr, nur die Gemahlin des österreichischen Gesandten hat den Vortritt auf bestimmten Befehl von Wien. Ueber den Kronprinzen von Hessen schreibt Varnhagen: „Der Kronprinz bezeigt sich übertrieben freundlich, dabei verlegen, aber trotzig, dünkelhaft und ungeschickt. Man erzählt Wunder von seinem ärgerlichen Leben; früher gab er sich der rohesten Liederlichkeit hin, fiel die Bauernmädchen auf dem Felde an, ging in die Schänken, bekam Schläge, wurde krank ꝛc. Jetzt lebt er mit der Madame Lehmann, deren Mann eine runde Summe — Einige sagen 100,000 Taler, Andere behaupten 200,000 — bekommen hat und ein Jahrgeld von 1000 Talern auf immer bekommen soll, sie selbst aber 5000 Taler jährlich, bringt übrigens

*) Vgl.: „Ragende Gipfel“ von Dr. Adolph Kohut. Minden i. W. 1887, Seite 106 ff.

die Tage in größtem Müßiggang hin, hat weder Adjutanten noch Kavaliere, will auch keine, sondern lebt, blos von seiner zahlreichen niederen Dienerschaft umgeben, mit der er unanständig familiär und dann wieder ungebührlich streng ist, hat den größten Dünkel und Eigenwillen, haßt seinen Vater gründlich und behandelt seine Mutter und Schwester, die Prinzessin Karoline, sehr schlecht. Er ist jeder Zucht entwachsen. . . . ."

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß aller diplomatischen Gewandtheit Varnhagens zum Trotz die Sendung verunglückte. Alles Parlamentieren half nichts. Er vermochte nicht, die Kurfürstin oder den Kurprinzen mit dem Gatten und Vater zu versöhnen.

Varnhagen v. Ense war bekanntlich mit der geistreichen Rahel, einer Schwester des Dichters Ludwig Robert, verheiratet. In seinem Hause und dem seiner Egeria verkehrten die namhaftesten Geisteshelden jener Zeit: Goethe, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Freiherr von Stein, Schleiermacher, Heinrich Heine, Bettine von Arnim und viele Andere. Auch nach dem Tode der Rahel blieb sein gastliches Haus der Wallfahrtsort aller Gleichstrebenden und Hilfesuchenden, namentlich aber der räsonnierenden Diplomaten. In geselliger Unterhaltung geißelte er in ungenierter kaustischer Weise all die Schildknappen des Rückschritts, von deren Tun und Treiben er sich so angeekelt fühlte, daß er 1848 die radikalsten Maßregeln forderte. Der seit Jahrzehnten bei ihm aufgespeicherte Groll wollte von keiner Versöhnung etwas wissen. Als man ihn deshalb einen Jakobiner nannte, sagte er unwillig: „Ach was, denken Sie an Kant und was der sagte, als man die Ausschreitungen der Jakobiner beklagte. Er hat gesagt: „Sie haben ja das Erbrecht noch bestehen lassen.""

Aus dem Anfang der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts schildert Heinrich Laube in recht anschaulicher Weise einen Besuch bei Varnhagen von Ense wie folgt*): „Ein Lohndiener, bescheiden bürgerlich angetan und, wie ich später erfuhr, bürgerlich „Baumann" gerufen, öffnet das Vorzimmer, ein großes viereckiges Gemach, an allen Wänden bis an die Decke hinauf mit Büchern angefüllt, also ein Bibliothekzimmmer. „Ist der Herr Geheimrat zu sprechen?" —

*) a. a. O. Seite 109.

„Ich werde nachſehen“. — Dieſe unverbrüchliche Floskel Baumanns habe ich 20 Jahre in unveränderten Tonfall gehört — ein konſervatives Zeichen in der Stille dieſer Wohnung eines Gelehrten, welcher ein unzufriedener Staatsmann war und die revolutionärſten Reden wie ein theoretiſcher Wegweiſer ruhig anhörte und trocken ausſprach. Er war damals ein Ratgeber von aufſtrebenden Schriftſtellern jeglicher Richtung. Wiſſenſchaftliche, dichteriſche, politiſche Jünger wendeten ſich von Fern und Nah an ihn und fanden wohlwollende Aufnahme, ſachgemäßen Rat. . . . . Er war immer kränklich und empfing die zahlreichen Beſuche im grauleinenen Schlafrocke. Nur wenn ein offiziell vornehmer Name gemeldet wurde, mußte Baumann einen Tuchrock herbeitragen. Die Geſtalt war von kleiner Mittelgröße, mit ſtark ausgearbeitetem Oberkörper, der ſchön geformt war, der Kopf fein geſchnitten und von feinem, weißgrauen Haare ſpärlich bedeckt. Um den wohlgeformten Mund bewegte ſich die Empfindung lebhaft und ausdrucksvoll, warme Teilnahme wie luſtiger Spott.“

Deutsche Aerzte als Parlamentarier.

Wir können vielfach, nicht allein in Deutschland, sondern auch im Ausland die Beobachtung machen, daß die Vertreter der radikalen Richtung in der Medizin, die Repräsentanten der exakten Wissenschaften, die von der grauen Theorie nichts wissen, sondern nur die Praxis, die durch Experimente unterstützten Beobachtungen gelten lassen wollen, auch in der Politik radikalen Grundsätzen huldigten bezw. huldigen. Dies zeigt sich auch so recht deutlich, wenn wir das politische Leben und Wirken des berühmten Arztes und Naturforschers Karl Vogt — geb. 5. Juli 1817 in Gießen und gest. 5. Mai 1895 in Genf — betrachten. Sowohl in der Praxis, als auch als Dozent — er war zuerst Professor in Gießen und dann in Genf — und als Schriftsteller in seinen anatomischen und physiologischen Arbeiten, die eine sehr schätzenswerte und wesentliche Bereicherung der Medizin und Naturwissenschaft sind, leistete er Bedeutendes.

Die Märzbewegung von 1848, die so viele Aerzte mit elementarer Gewalt packte, bemächtigte sich auch seiner. Ein leidenschaftlicher Herold der demokratischen Grundsätze und der großen Ideen der französischen Revolution, wurde er in das Frankfurter Vorparlament und in die deutsche Nationalversammlung als Abgeordneter gewählt, wo er sich der äußersten Linken anschloß und einer ihrer gewandtesten und schlagfertigsten Redner wurde. Er hatte in seinem ganzen Wesen, in seinen Ausführungen und namentlich in seiner unerbittlichen Logik etwas Hinreißendes und verstand es stets, die vollste Aufmerksamkeit der Versammlung zu fesseln. Wie Löwe-Kalbe folgte auch er dem Parlament nach Stuttgart, wo er in die Reichsregentschaft gewählt wurde. Gleich Löwe flüchtete auch er nach der Schweiz, die er von nun an als sein zweites Vaterland betrachtete. Er ließ sich dort naturalisieren, sich dem parlamentarischen und kommunalen Leben der Schweiz widmend, wurde Mitglied des großen Rats und des eidgenössischen Ständerats und 1878 zum schweizerischen Nationalrat erwählt.

Radikal wie in der Wissenschaft — er zählte, wie man weiß, zu den eifrigsten Vorkämpfern des Materialismus und später des

Darwinismus, die letzten Konsequenzen desselben mit großer Klarheit ziehend — war er auch in der Politik, indem er sich auf keine Kompromisse irgend einer Art einließ, sich mit der Gestaltung der Dinge im neuen deutschen Reich nie versöhnte, in Wort und Schrift die Reaktion in Deutschland heftig befehdete und dagegen die republikanischen Grundsätze der Schweiz verherrlichte. In seinen zahlreichen Schriften verkündete er seine Ideen des Fortschritts, den Köhlerglauben in der Wissenschaft und in der Forschung, aber auch in der Politik und im Staatsleben aufs schonungsloseste befehdend. Alles in Allem war er ein Mann wie aus einen Guß und das Wort, welches Napoleon I. von Goethe sagte, konnte man auch auf ihn anwenden: „Voilà un homme.“

* * *

Ein Parlamentarier von großer Schneidigkeit, gewaltiger Beredsamkeit, seltener Schlagfertigkeit und Gesinnungsreinheit war der Arzt Dr. Wilhelm Löwe — geb. 14. November 1814 in Olvenstedt bei Magdeburg und gest. 2. November 1886 in Meran —, den wie Johann Jakoby und andere seiner Berufsgenossen die Liebe zur Freiheit in die politische Arena trieb. Nachdem er mehrere Jahre hindurch in Kalbe als praktischer Arzt tätig war und sich durch gelungene Kuren große Volkstümlichkeit verschafft hatte, wurde er 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, wo er zur demokratischen Linken gehörte. Sein oratorisches Talent, die Begeisterung, die sich in seinen Reden zeigte und die gewandte Art, wie er die schwierigsten und verwickeltsten Fragen behandelte, alle diese Eigenschaften wiesen darauf hin, daß er ein geborener Präsident war und in der Tat wurde er 1849 zum ersten Vizepräsidenten und bei Uebersiedelung desselben nach Stuttgart zum Präsidenten dieser Körperschaft erwählt. Wie alle Teilnehmer an den Stuttgarter Beschlüssen des Hochverrats angeklagt, wurde er in zwei Instanzen glänzend freigesprochen. Nicht so glimpflich erging es ihm beim Obertribunal, das ihn gleich zu — lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilte. Aber wie die Nürnberger, so hängen auch die Berliner Keinen, sie hätten ihn denn zuvor. Löwe-Kalbe hatte sich inzwischen aus dem Staube gemacht und lebte zuerst in der Schweiz, dann in London und später 8 Jahre lang in New-

York, wo er die ärztliche Praxis ausübte, mit Karl Schurz, der, wie man weiß, gleichfalls wegen der Befreiung Gottfried Kinkels aus dem Zuchthause aus Deutschland fliehen mußte, intim befreundet und vielfach an dem politischen Leben der Vereinigten Staaten lebhaften Anteil nehmend. Infolge des Amnestieerlasses vom 12. Januar 1861 kehrte er aufs neue nach Deutschland zurück. Den Idealen seiner Jugend getreu und ungebrochen, widmete er sich wieder der politischen Tätigkeit. 1863 wurde er in das preußische Abgeordnetenhaus und 1867 in den deutschen Reichstag gewählt, wo er sich der Fortschrittspartei anschloß und einer ihrer überzeugungsvollsten und erfolgreichsten Redner und Debatter war. Der Percy-Heißsporn, der Stürmer und Dränger von 1848 hatte sich jedoch vielfach gehäutet. Er erlernte im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten die Kunst, mit den realen Verhältnissen zu rechnen und statt der früheren Jagd nach unerreichbaren und schemenhaften Idealen und Phantomen huldigte er jetzt einer gesunden Realpolitik. Speziell hinsichtlich des Militärgesetzes und des Schutzzolls stand er nicht mehr auf dem Standpunkt der Fortschrittspartei und so sah er sich denn veranlaßt, 1874 aus derselben auszutreten, sich Bismarck zu nähern und später im Jahre 1879 auch den Schutzzolltarif zu verteidigen. Die Strafe für diesen seinen angeblichen Abfall seitens seiner Wähler blieb denn auch für ihn nicht aus, denn seit 1881 wurde er nicht mehr in den Reichstag gewählt. Es sei noch bemerkt, daß er von 1871—75 als Vizepräsident des preußischen Abgeordnetenhauses fungierte und durch seine ebenso taktvolle wie ruhige und zielbewußte Leitung der Geschäfte allgemeine Anerkennung fand. 1876 lehnte er aber seine Wiederwahl ab, da er sich nicht mehr als ein Vertreter der Fortschrittspartei betrachten konnte und mochte. Den vielen Angriffen, denen er seitens seiner früheren Parteigenossen ausgesetzt war, begegnete er allezeit mit vornehmer Würde und er pflegte oft das dichterische Wort zu zitieren, daß man, wenn man Knopf am Kirchturm sei, es sich gefallen lassen müsse, daß einen die Dohlen umschreien.

* * *

Unter den preußischen Politikern beziehungsweise Parlamentariern, die durch ihre durch nichts zu erschütternde Ueberzeugungs-

treue, womit sie ihre Anschauungen und Ansichten in Wort und Schrift vertraten, sich einen bleibenden Namen erwarben, nimmt der Königsberger Arzt Johann Jacoby — geb. 1. Mai 1805 in Königsberg und gest. daselbst 6. März 1877 — einen der ersten Plätze ein. Seine übrigen ärztlichen Kollegen, die als Politiker hervorragten und auf demselben Standpunkt des Liberalismus, beziehungsweise der Demokratie standen, wie z. B. ein Asch und Kosch, konnten sich mit ihm in Bezug auf die Kühnheit und Rücksichtslosigkeit, womit er, die eigenen Interessen hintansetzend, seine Ideen verfocht und den einmal vom ihm als richtig anerkannten Pfad unentwegt beschritt, trotz ihrer hervorragenden Bedeutung, ihrer glänzenden Begabung und der Lauterkeit ihres Strebens und ihrer Ziele in keiner Weise messen. Ein Idealist durch und durch, ein starrer Theoretiker, berücksichtigte er die realen Dinge im Staats- und Volksleben viel zu wenig, so daß er schließlich zum Prinzipienreiter wurde, indem er mit dem Kopf durch die Wand rennen wollte. Uns Epigonen geziemt es aber nicht, über diesen Gedankenheros, der ebenso wie einst der große schwäbische Dichter Ludwig Uhland von den Volks- und Freiheitsrechten auch nicht ein Tipfelchen vom i opfern wollte und lieber Hohn, Spott und alle Qualen des Martyriums geduldig ertrug, nur um den Idealen, die in seiner glühenden Seele lebten, opfern zu können, mit Geringschätzung herabzublicken, beziehungsweise abzuurteilen; vielmehr müssen wir bemüht sein, den edlen Kern aus der rauhen Schale herauszuschälen und uns an das wahrhaft Edle, Große und Bleibende in seinem Wirken zu halten.

Johann Jacoby war ein vortrefflicher Arzt, der auf dem Gebiete der Medizin wie später der Politik reformatorisch zu wirken bestrebt war. Schon seine ersten literarischen Arbeiten ließen den medizinischen Stürmer und Dränger erkennen. So veröffentlichte er, damals erst 26 Jahre alt, in der „Zeitschrift für Staatsarzneikunde“ — 1831, 14. Heft — eine polemische Abhandlung, betitelt: „Einige Worte gegen die Unentbehrlichkeit der medizinisch-chirurgischen Pepinière zu Berlin“, die mit überzeugender Schärfe und attischem Witz die veralteten und unhaltbaren Zustände des damals noch so berühmten Instituts dartat. Auch seine Uneigennützigkeit, Selbstlosigkeit und das Bestreben, dem öffentlichen Wohl zu dienen, zeigte sich schon frühzeitig. Die in Polen im Anfang der 30er Jahre des

vorigen Jahrhunderts mit großer Heftigkeit auftretende Cholera ließ ihn nicht ruhig in Königsberg bleiben, er begab sich vielmehr sofort auf den Schauplatz der verheerenden Krankheit, erstens um dieselbe an der Quelle kennen zu lernen und dann zweitens um den armen Kranken unentgeltlich ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen. Er gab an Ort und Stelle bewunderungswürdige Proben seiner Ausdauer, seiner Selbstverleugnung und seines Mutes. Der erste ostpreußische Arzt, der die furchtbare Seuche schon vor ihrem Eintritt in Preußen kennen lernte, gelang es ihm, durch seine Schriften, unterstützt von seinen Kollegen und dem Minister v. Schön, die Absperrung zu verhindern.

Eine Kampfnatur durch und durch, ging er nicht nur darauf aus, die Krankheit zu bekämpfen, sondern auch die wirklich vorhandenen oder vermeintlichen staatlichen Krebsschäden zu beseitigen. Für Luft, Licht, Freiheit schwärmend, entrollte er das Banner der Demokratie als politischer Schriftsteller. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen erwartete das ganze Land die längst versprochene Verfassung, sah sich aber in seinen Erwartungen immer wieder getäuscht. Dieser Stimmung gab nun Johann Jacoby in seiner Flugschrift Ausdruck, betitelt: „Vier Fragen. Beantwortet von einem Ostpreußen" (Mannheim 1841), die außerordentliches Aufsehen erregte und den Verfasser rasch zu einem berühmten Mann machte. Mit scharfer Logik und prägnanter Kürze setzte er darin die berechtigten Forderungen des preußischen Volkes auseinander, die Stände auffordernd, auf der Erfüllung des Versprechens, der Erteilung einer Verfassung, als auf ihren heilig verbürgten Rechten zu bestehen. Die Flugschrift war unter falscher Firma und ohne Genehmigung der damals noch bestehenden Zensur erschienen und unterlag deshalb mit Recht der richterlichen Verfolgung. Aber Dr. Johann Jacoby wurde auch wegen Hochverrats, Majestätsbeleidigung und frechen unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze angeklagt und vom Berliner Kammergericht trotz seiner glänzenden, in der Schweiz gedruckten Verteidigungsrede 1842 zu $2^1/_2$ Jahren Festungsstrafe und Verlust der Nationalkokarde verurteilt. Doch appellierte er an das Geh. Ober-Tribunal, welches 1843 das Urteil aufhob. Aber aufs neue kam er in Konflikt mit den Behörden durch seine bald darauf erschienenen anderen Kampfschriften, wie: „Das königliche Wort Friedrich Wilhelm III.",

„Preußen im Jahre 1845“ und „Beschränkung der Redefreiheit“. Anklagen, Verurteilungen, Freisprechungen folgten von jetzt an in ununterbrochener Reihe. Als er einst eine Strafe von 50 Talern bezahlen sollte, weigerte er sich dessen. Man schritt zur Pfändung, aber schon bei Beginn der Versteigerung der verpfändeten Gegenstände entrichteten die Anhänger des Verurteilten gleich für den ersten Gegenstand die volle ihm als Buße auferlegte Summe.

Johann Jacoby als gefeierte politische Persönlichkeit spielte natürlich im tollen Jahr 1848 eine bedeutende Rolle. Er nahm zuerst in Frankfurt a. M. lebhaften Anteil an den Beratungen des Vorparlaments und wurde in den Fünfziger-Ausschuß gewählt. In die preußische und deutsche Nationalversammlung zugleich gewählt, trat er im Juli des genannten Jahres in die erstere ein und nahm seinen Sitz bei der äußersten Linken. Sein Wirken war darauf gerichtet, die demokratische Partei zu organisieren, während er als Redner sich nur selten hören ließ. Er war Mitglied der Deputation, die Friedrich Wilhelm IV. im November 1848 um die Bildung eines volkstümlichen Ministeriums statt des eben ernannten Brandenburg-Manteuffelschen ersuchte. Der König nahm die Adresse an, sagte aber kein Wort. Jacoby fragte ihn:

„Wollen Sie uns nicht hören?“

„Nein“, erwiderte der Monarch und wandte sich um.

Da rief Jacoby laut jene berühmten oder, wenn man will, berüchtigten Worte aus: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!“

1849 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, nahm er am Rumpf-Parlament in Stuttgart teil. Während er nach der Zerstreuung des letzten Restes des einst so stolzen Parlaments deutscher Nation mit Heinrich Simon am Genfer See weilte, wurde gegen ihn, weil er der Abberufung aus der Paulskirche nicht Folge geleistet, Anklage auf Hochverrat erhoben und ein Steckbrief erlassen. Jacoby, keine Furcht kennend, beantwortete den letzteren durch eine Erklärung in den Zeitungen, daß er sich sofort nach Beendigung seiner Erholungsreise dem Gericht stellen werde. In der Tat ging er bald darauf aus der Schweiz über Berlin nach Königsberg zurück und fuhr dort unmittelbar vor dem Inquisitoriatsgebäude vor, um sich zur Haft zu stellen. Nach zweimonatlicher Untersuchungshaft wurde er vor das Geschworenengericht gestellt, das ihn aber am 8. De-

zember 1849 frei sprach. Bald darauf von der Stadt Cösfeld in Westfalen zum Abgeordneten für die zweite preußische Kammer gewählt, lehnte er die Wahl ab und kehrte nun völlig und ausschließlich zu seinem ärztlichen Beruf zurück, sich 10 Jahre von jeder öffentlichen Wirksamkeit fern haltend und sich geschichtlichen und philosophisch-physiologischen Studien widmend.

Beim Sturz des Ministeriums Manteuffel erschien er wieder auf dem Kampfplatz. Von ihm ging zuerst der Versuch aus, die völlig zerfallene demokratische Partei in Preußen zu reorganisieren und zu einer erneuten tätigen Teilnahme am Staatsleben im konstitutionell-monarchischen Sinne hinzuleiten. Er trug keine Bedenken, es offen auszusprechen, daß auch er und seine Partei geirrt und gefehlt habe und daß fortan diejenige Partei die achtungswerteste sein werde, die am meisten aus der Vergangenheit gelernt, am deutlichsten ihre Fehler einsehe und am bereitwilligsten sei, sie einzugestehen und zu verbessern. An dem allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrecht hielt er jedoch grundsätzlich fest. Sein politisches Glaubensbekenntnis veröffentlichte er in der 1859 erschienenen kleinen Schrift: „Die Grundsätze der preußischen Demokratie", kam aber erst nach Ausbruch des Militärkonflikts 1863 in das Abgeordnetenhaus, wo er zur äußersten Linken und zur entschiedensten Opposition gehörte. Wegen einer Rede an seine Wähler, worin er die Steuerverweigerung als die ultima ratio zur Lösung des Konfliktes empfahl, wurde er 1864 zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt, die er auch verbüßte. Ein Feind jedes Kompromißtums, wenn es sich um Grundsätze handelte, ein glühender Schwärmer für Freiheit und Recht, alle nationalliberalen „Mannesseelen" hassend und verachtend, wollte er den Umschwung der Dinge, der durch den Krieg 1866 eintrat, nicht anerkennen und von Bismarck und seiner Politik nichts wissen. Im Landtag wie in der von Guido Weiß geleiteten Zeitung „Die Zukunft" trat er der Regierung aufs schärfste entgegen und bekannte sich zuletzt zu republikanischen Grundsätzen, die Einigung Deutschlands für das Grab der Freiheit erklärend. Bismarck fürchtete diesen seinen schroffsten Gegner so sehr, daß er ihn beim Ausbruch des Krieges von 1870 als Stimmführer der internationalen Demokratie verhaften und einige Zeit in der Festung Lötzen internieren ließ — welche Maßregel des preußischen Ministerpräsidenten selbst bei den Anhängern desselben nicht allgemein gebilligt wurde. Auch

die Erfolge Deutschlands auf den französischen Schlachtfeldern und die Gründung des deutschen Reiches versöhnten ihn nicht, weil er den Tropfen demokratischen Oeles, den sein Freund und Gesinnungsgenosse Ludwig Uhland forderte, vermißte. 1871 nicht wieder gewählt, zog er sich ganz vom politischen Schauplatz zurück, in den letzten Jahren seines Lebens fast ganz vergessen. Doch gab er die Hoffnung nicht auf, daß seine Ideen schließlich dennoch siegen werden. Als eine kleine Deputation seiner Anhänger ihn zu seinem 70. Geburtstage beglückwünschte, sagte er z. B.: „Wunderbar wechseln die Zeiten und mit ihnen die Menschen. Zum Glück aber nicht alle: Sie, meine Freunde, sind — trotz des Zeitenwechsels — unverändert dieselben, sind nach wie vor den Ideen selbst und der Freiheit treu geblieben. Und eben weil dem so ist, sind wir Freunde und werden Freunde bleiben bis an das Ende aller Tage. Klein zwar ist zur Zeit das Häuflein unsrer Gesinnungsgenossen, aber um so fester, um so inniger können die Glieder sich aneinanderschließen, ein Kristallisationskern ist es, um welchen mehr und mehr die gleichartigen Elemente sich versammeln werden — und wie schwer auch die Gegenwart auf uns allen lastet — eins ist gewiß: die Zukunft gehört der Freiheit, gehört uns. Ich freilich — der Siebzigjährige — werde schwerlich bessere Zeiten noch erleben, Ihnen aber, meine Freunde — das wünsche ich von ganzem Herzen — möge es beschieden sein, dereinst mit eigenen Augen — wenigstens die lichte Morgenröte des Freiheitstages emporsteigen zu sehen!“

Johann Jacoby war ein naturwissenschaftlich gebildeter Mediziner, ein schlichter Mann der Wissenschaft, bescheiden und anspruchslos, ein einfacher Volksmann, begabt mit klarer unerbittlicher Logik, dessen Herz für Freiheit und Menschenglück höher schlug, ein Politiker von unbeugsamen Grundsätzen und ein Charakter von echt antikem Gepräge, dessen edlen menschlichen Eigenschaften selbst seine Gegner ihre Achtung nicht versagen konnten.

Nahm auch die politische und parlamentarische Wirksamkeit Jahrzehnte hindurch die Kräfte des Arztes Jacoby in Anspruch und suchte er auch vor allem seinen staatsmännischen Ideen in Wort und Schrift Ausdruck zu geben, so vernachlässigte er darüber doch seine medizinischen Studien nicht. In zahlreichen Abhandlungen hat er verschiedene physiologoische und biologische Fragen besprochen. Besonders war es die Nervenphysiologie, deren Fortschritte er mit

lebhaftem Interesse verfolgte. Bereits im Jahre 1846 veröffentlichte er eine Arbeit, betitelt: „Ueber Nervenphysik", worin er die alten Anschauungen von der sogenannten Lebenskraft bekämpft. Er vertritt hier mit Entschiedenheit die Einheit körperlicher und seelischer Funktionen und stellt das Vorhandensein eines besonderen immateriellen seelischen Prinzips in Abrede. Dem Physiologen Johannes Müller gegenüber, der den Satz aufgestellt hat, daß das Leben der Seele als eine von räumlichen Verhältnissen seinem Wesen nach ganz unabhängige Tätigkeit angesehen werden müsse, erklärt er: „Daß wir gewisse Erscheinungen (Seelenleben) nicht aus materiellen Veränderungen zu erklären imstande sind, kann auf die Unmöglichkeit einer derartigen Erklärung, kann aber auch auf unserer zu geringen Kenntnis der materiellen Vorgänge beruhen. So lange Müller jene „Unmöglichkeit" nicht erwiesen hat, wird jedenfalls das Geständnis unserer Unkenntnis besser sein als die willkürliche Annahme einer immateriellen Seele." Wie ihn der Vorwurf des Republikanismus, der ihm seitens mancher Politiker gemacht wurde, nicht berührte, so ließen ihn auch die Angriffe, daß er dem Materialismus in der Naturwissenschaft huldige, kalt. Schon lange vor Jacob Moleschott, Karl Vogt und Ludwig Büchner bekannte er sich mit Eifer zur materialistischen Naturanschauung, indem er meinte: „Die aus der Theologie und Moral hergenommenen Einwände können hier füglich unberücksichtigt bleiben. Als Naturforscher ist es uns bekanntlich verstattet, so „tief zu gehen als wir wollen". Ist die materialistische Ansicht die Wahrheit, so werden Moral und Theologie sich wohl mit derselben vertragen oder ihr fügen müssen. Nur von wissenschaftlichen Einwänden kann hier die Rede sein."

Mögen hier einige wissenschaftlich-politische Aphorismen dieses Arztes und Politikers, die sich in seinen zweibändigen „Gesammelten Schriften und Reden" *) und in seinem „Nachtrage zu Dr. Johann Jacobys gesammelten Schriften und Reden" **), sowie in anderen zerstreuten Abhandlungen ***) vorfinden, auszugsweise mitgeteilt werden, um durch dieselben die geistige Eigenart dieses scharfsinnigen und kühnen Denkers einigermaßen kennen zu lernen.

*) Hamburg, 1877.

**) a. a. O.

***) Vergl. auch „Philosophie und Politik" v. Dr. Moritz Brasch, Leipzig.

Wehe denen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis, die aus sauer süß und aus süß sauer machen! Aber ihre süßsaueren Reden sollen uns nicht täuschen. —

Ein gemeinsames Band verknüpft alle Wissenschaften, ihre Sonderung ist nur Folge menschlicher Beschränktheit. Je gründlicher demnach eine einzelne Wissenschaft ausgebildet wird, je mehr sich ihr Umfang erweitert, um so deutlicher tritt die innige Verwandtschaft mit allen anderen Wissenszweigen hervor. Die Bearbeiter der verschiedenen Doktrinen treffen dann oft wider Erwarten auf einem und demselben Boden zusammen, klagen einander der Gebietsverletzung an und suchen durch Kampf ihr beiderseitiges Recht geltend zu machen. Der Grenzstreit aber bringt endlich die Parteien zum Bewußtsein des gemeinsamen Ursprungs, die Einigkeit führt zur Einheit zurück und beide Teile erfreuen sich zuletzt der goldnen Früchte des Sieges.—

Soll der moralische Wert einer Handlung beurteilt werden, so kommt es vor allem auf die Beweggründe des Handelnden an. Untreues Verhalten, das egoistischer Quelle, aus Habsucht, Ehrgeiz, Herrschbegier entspringt, wird man zu verdammen keinen Anstand nehmen. Zweifelhaft wird dagegen schon das Urteil, wenn jemand um der Selbsterhaltung willen eine erteilte Zusage nicht hält. Wir finden die Tat des Regulus, der einen qualvollen Tod dem Wortbruch vorzug, edel und groß, aber als ein seltenes Beispiel der Größe, als eine rara fides wird diese Tat von der Geschichte überliefert. Es wäre unbillig, wollte man von jedem eine gleiche Stärke des Charakters, eine gleiche Entäußerung der Selbstliebe fordern. — Und wie endlich, wenn bei der Erfüllung eines Versprechens es sich nicht blos um das Wohl des Versprechenden, wenn es sich um Anderer Wohl, um das Wohl eines ganzen Volkes, vielleicht gar um die edelsten Güter der Menschheit handelt? Unter solchen Umständen kann gerade das Opfer der Treue zu einer heiligen Pflicht werden. Trotz seines Mönchseides hat z. B. Luther das große Werk der Reformation unternommen — und noch ist wohl von Niemanden behauptet worden, daß er sich dadurch „die gerechte Verachtung seiner Mitbürger zugezogen". —

* * *

Ein vielseitiger und umfassender Geist, Jurist und Staatsbeamter, eins der Häupter der deutsch-katholischen Bewegung in Sachsen und ein fruchtbarer Schriftsteller war der Arzt Franz Jakob Wigard — geb. 31. Mai 1807 in Mannheim und gest. am 25. Sept. 1885 —, zugleich wegen seiner Uneigennützigkeit und Humanität, womit er auch den Aermsten seine Hülfe angedeihen ließ, in den weitesten Kreisen hochgeschätzt und beliebt. Mit Eifer beteiligte er sich am parlamentarischen Leben. Er war Mitglied des Norddeutschen Reichstages, wo er durch seine freisinnigen und freiheitlichen Reden stets das Interesse seiner Zuhörer fesselte. Bei Beratung des Gewerbegesetzes stellte er den Antrag, das ärztliche Gewerbe nicht mit der Gewerbeordnung zu verquicken, sondern eine allgemeine deutsche Aerzteordnung zu schaffen.

Für seine politische Ueberzeugung war er alle Zeit bereit, Opfer zu bringen. Dies war auch 1849 der Fall; er fungierte damals als Vorsitzender des 1836 in Dresden neubegründeten Gabelsberger Stenographischen Instituts, wurde aber als Mitglied des Frankfurter Parlaments wegen seiner angeblichen Teilnahme an revolutionären Bestrebungen seiner Stelle enthoben.

Innige Freundschaft verband ihn mit Richard Wagner, der an ihn wiederholt Briefe sandte, worin sich die ganze revolutionäre Gesinnung des Dresdener Hofkapellmeisters bekundete. Ich selbst hatte einmal Gelegenheit, eine an Wigard gerichtete Zuschrift des aufrührerischen Zukunftsmusikers, die an Radikalismus nichts zu wünschen übrig läßt, zu veröffentlichen.

* * *

Der gewaltige Mediziner, Naturforscher nnd Anthropolog, einer der größten und epochemachendsten Aerzte des 19. Jahrhunderts, Rudolf Virchow — geb. am 13. Oktober 1821 zu Schivelbein in Pommern und gest. am 5. Sept. 1902 in Berlin —, ist bekanntlich der Begründer der Cellularpathologie. Durch seine scharfsinnigen Kombinationen, seine mit glücklichster Hand ausgeführten Experimente und seine unausgesetzten Beobachtungen hat er fast alle Teile der pathologischen Anatomie mächtig gefördert. Die Lehren von der Entzündung, von den Geschwülsten, von der Embolie und Metastasie, von der Tuberkulose, der Pyämie, der Leukämie (Leukocythose), der

fettigen und amyloiden Entartung, der Diphteritis ꝛc., sind von ihm neu begründet und mit neuen fruchtbaren Ideen und Ergebnissen bereichert worden. Dieser vielseitige und schöpferische Geist, gleich hervorragend als Forscher und Gelehrter wie als praktischer Arzt, war einer der Pfadfinder und Wegweiser der Wissenschaft, dem überdies der Ruhm gebührt, daß er sein ungeheures Wissen nicht blos den Fachgelehrten, sondern auch den breiten Schichten des Volkes zugänglich zu machen suchte. Durch seine im Jahre 1866 mit Holtzendorff begründete „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", für welche er selbst über Pfahlbauten und Hühnengräber, über Nahrungs- und Genußmittel, über Menschen- und Affenschädel ꝛc. schrieb, trug er nicht wenig zur Popularisierung der Wissenschaft bei, ebenso förderte er allgemeine Bildung durch seine zahlreichen glänzenden populär-wissenschaftlichen Vorträge, die er Jahrzehnte hindurch in den Arbeiter-, Bildungs- und Handwerkervereinen zu halten pflegte. Mit seinem köstlichen Sarkasmus trat er allen Denjenigen gegenüber, die die allgemeine geistige Erhebung und Fortentwicklung der Massen zu hindern oder zu erschweren suchten. Es war ihm ein Bedürfnis, mit dem Volke zu verkehren. Mit Recht behauptet einer seiner Biographen, der praktische Arzt und politische Publizist Dr. med. J. Kastan, daß, wenn Virchow aus seinem unerschöpflichen Wissensschatze unverdrossen Allen gespendet, die danach verlangten, er andererseits nicht mindere Gaben dafür empfangen habe. Die ununterbrochene, unmittelbare Berührung, in welcher er mit dem Volke, mit der lebendigen Gegenwart geblieben, habe nicht wenig dazu beigetragen, Virchow in einer beneidenswerten Weise geistig frisch und elastisch zu erhalten. Im regen Verkehr mit dem Volke und indem er fortdauernd auf die Befriedigung seiner wahren Bedürfnisse gesonnen, sei sein Blick weit und verurteilsfrei geblieben.

Dieser universelle Geist, dieser außerordentliche Arzt und produktive Schriftsteller hat zwar manche Theorien aufgestellt, die heutzutage durch die Fortschritte auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft bereits als überwundener Standpunkt gelten; er hat sich wohl auch zuweilen in der Diagnose geirrt, wie dies z. B. in eklatanter Weise bei der Untersuchung einiger Partikelchen des erkrankten Kehlkopfes des deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren deutschen Kaisers Friedrich III., der Fall war; dennoch muß anerkannt werden, daß sein ganzes Sinnen und Streben nur darauf gerichtet

war, dem Fortschritt zu dienen und die Kultur der Menschheit zu heben und zu fördern, sowie daß er nie einseitig und kleinlich in seinen Auffassungen war, sondern stets große Ziele vor Augen hatte. In diesem Sinne spricht er sich in der Einleitung zu seinen „Gesammelten Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medezin" aus, wo er u. A. sagt: „Auch meinen Feinden nicht minder als meinen Freunden mögen die nachfolgenden Skizzen den Beweis liefern, daß ich meine Aufgabe mit Bewußtsein gestellt und daß ich nie, weder am Leichentische oder hinter dem Mikroskop, noch am Krankenbett oder im öffentlichen Leben, über die Mannigfaltigkeit des Einzelnen das Streben nach höheren, einheitlichen Prinzipien vergessen habe. Es ist möglich, daß ich in Einzelheiten geirrt habe, auch künftig meine Fehler einzugestehen und sie zu verbessern habe; aber ich habe die Ueberzeugung, daß ich mich niemals in der Lage befinden werde, den Satz von der Einheit des menschlichen Wesens und seinen Konsequenzen zu verleugnen."

Wie Virchow ein bahnbrechender und radikaler Forscher auf dem Felde der Medizin war, so verleugnete er auch als Politiker in seiner Jahrzehnte langen politischen und parlamentarischen Tätigkeit seine radikalen Grundsätze nicht. Das furchtbare Hungerjahr 1847 machte Virchow, als er von der Regierung nach Oberschlesien geschickt wurde, um dort die Hungertyphusepedemie zu erforschen, gleichsam zum Politiker. Das grauenhafte Elend der hungernden und notleidenden Massen in den oberschlesischen Bezirken griff mächtig in seine Seele. In dem Bericht, den er der Staatsregierung von dem Umfange des Unglücks erstattete, zeigt er sich bereits zu jener Zeit als ein entschiedener Gegner der damaligen büreaukratischen Mißwirtschaft und man kann seinen denkwürdigen Bericht als eins der ersten Vorzeichen des drohenden politischen Unwetters, das sich 1848 und 49 entlud, betrachten. Treffend urteilt Kaftan: „Für Virchows ganze spätere Stellung im öffentlichen Leben ist diese seine Tätigkeit in Oberschlesien von entscheidender Bedeutung geworden. Er hatte Gelegenheit gehabt, einen unmittelbaren Einblick auch in die politische Pathologie zu tun und war fest entschlossen, so viel an ihm, den Gründen dieser Krankheitserscheinungen nachzuspüren, um aus der so gewonnenen Erkenntnis die Möglichkeit einer Besserung oder gar Beseitigung derselben herbeizuführen. . . . . Wenn Virchow damals in die schärfst ausgesprochene politische Opposition trat, so war es nicht

aus einem unbestimmten Triebe nach Neuerungen im allgemeinen geschehen, sondern aus der im Wege der Erfahrung gewonnenen Erkenntnis von der Unhaltbarkeit der verrosteten büreaukratischen Maschinerie, welche jede freie individuelle Tätigkeit im Staatsleben völlig gelähmt zu haben schien." Lebhaft beteiligte er sich in den Revolutionsjahren an den politischen Bestrebungen der Zeit und in der von ihm begründeten „Medizinischen Reform", einer Wochenschrift für Aerzte, zeigte er sich bereits als ein sehr schlagfertiger Journalist, als ein oppositioneller Geist, der der Regierung später noch viel zu schaffen machen sollte. Der unerschrockene junge Gelehrte und Volksmann wurde denn auch der Regierung bald lästig und aus Berlin ausgewiesen, doch fand er an der Würzburger Universität, die ihn als Professor der pathologischen Anatomie berufen hatte, sofort einen geeigneten Ersatz zur Entfaltung seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit. Bald sammelte sich eine große Schaar begeisterter Jünger aus aller Herren Ländern um ihn, denn er besaß in seltener Weise die Gabe, seine Hörer anzuregen und zu selbständigen Arbeiten anzuleiten. Schon nach kurzer Zeit feierte man ihn mit Fug und Recht als ein Haupt der neuen medizinischen Würzburger Schule. Sein Ruf wurde ein europäischer und er empfand die Genugtuung, daß die Berliner Universität ihn, den vor sieben Jahren Ausgewiesenen, im Jahre 1856 als ordentlichen Professor an der Hochschule der preußischen Hauptstadt zurückberief. In dem damals neu errichteten pathologischen Institut schuf er einen Mittelpunkt für selbständige Forschungen und hier entfaltete er seine ganze organisatorische Kraft. Seine praktisch-medizinische, sowie seine Lehrtätigkeit lähmten jedoch seine politischen Bestrebungen in keiner Weise; mit der ganzen Elastizität seines beweglichen Geistes stürzte er sich vielmehr ins parlamentarische Leben, dem er bis an sein Lebensende seine beste Kraft opferte. Den Grundsätzen des Liberalismus und der bürgerlichen Demokratie, der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der Gleichberechtigung aller Konfessionen vor dem Gesetz u. s. w. huldigte er stets mit der vollen Begeisterung seiner glühenden Seele. Nie ließ er sich auf schwächliche Kompromisse ein und blieb den Idealen seiner Jugend auch noch im Greisenalter beharrlich und unentwegt treu.

Virchow, der zu den eifrigsten Mitgliedern des Nationalvereins zählte, wurde 1862 in das preußische Abgeordnetenhaus ge-

wählt und war einer der Gründer und Führer der Fortschrittspartei. Aus einem von ihm verfaßten Wahlaufruf entstammt der Ausdruck „Kulturkampf", der später vielfach mißbräuchlich angewandt wurde, aber für Virchow so viel bedeutete, daß wir für die idealen Güter des öffentlichen Lebens gegen frühere rückschrittliche Elemente kämpfen müssen. Er besaß eine eigenartige parlamentarische Beredsamkeit und wirkte nicht so sehr durch hinreißenden Pathos, als durch trockene und beißende Sarkasmen, die seine etwas eintönigen Ausführungen würzten.

Neben Eugen Richter war dem leitenden preußischen Staatsmann Otto von Bismarck der nörgelnde Professor der Medizin Rudolf Virchow am meisten verhaßt und zwischen Beiden wurden gar oft heftige Rededuelle ausgefochten. Einst im Jahre 1865 sollte es sogar zu einem wirklichen Zweikampf zwischen den politischen Antipoden kommen, der aber zum Glück nicht ausgetragen wurde. Ich habe von diesem Zusammenstoß an einer anderen Stelle erzählt*). Hier sei daraus hier das Nachstehende auszugsweise mitgeteilt: „In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 2. Juni 1865 war es bei der Beratung der Marinevorlage zu heftigen Aeußerungen seitens des Abgeordneten Virchow gegen den Ministerpräsidenten Otto von Bismarck gekommen. Die Virchow'schen Aeußerungen bezogen sich auf die Erklärung des Ministerpräsidenten, daß der Kommissionsbericht über die Marinevorlage eine indirekte Apologie Hannibal Fischers sei und lauteten nach stenographischem Bericht wörtlich wie folgt: „Gegenüber der Behauptung bin ich genötigt, Ihnen einige Stellen des Berichts unmittelbar vorzuführen, von denen ich in der Tat nur annehmen kann, daß der Herr Ministerpräsident sich nicht Mühe genommen, den Bericht ganz zu lesen, indem ich vielleicht voraussetzen darf, daß es ihm genügt hat, den Schluß, soweit er sich gerade um die schwebende schleswigholsteinsche Frage bewegt, seiner Prüfung zu unterziehen. Aber wenn er ihn gelesen hat und sagen kann, es seien keine solche (anerkennenden und sympathischen) Erklärungen darin, so weiß ich in der Tat nicht, was ich von seiner Wahrhaftigkeit denken soll." Diese scharfe Aeußerung mußte begreiflicher Weise Bismarck verletzen und bald

*) Vergleiche „Buch berühmter Duelle" von Dr. Adolph Kohut. Berlin 1888, Seite 129 ff.

tauchten Gerüchte darüber auf, daß er diese Angelegenheit auf persönlichem Wege weiter verfolgen wolle. Die Verhandlungen zwischen dem Ministerpräsidenten und Virchow wurden durch Herrn v. Hennig, den Vertreter des Berliner Pathologen, und den Legationsrat v. Keudell, den Repräsentanten des leitenden preußischen Staatsmannes, geführt. Die Affäre kam einige Tage darauf, am 8. Juni, auch im Abgeordnetenhause durch Herrn v. Forckenbeck, den späteren Berliner Oberbürgermeister, zur Sprache. Er trat für seinen Freund und Parteigenossen Virchow ein, indem er u. a. ausführte: er wolle nicht untersuchen, wie Jemand zu einer Handlung gezwungen werden könne, die durch das Gesetz, die Moral und die gesellschaftliche Anschauung verboten ist, aussprechen aber wolle er, daß der Minister mit seinem Erscheinen im Hause unter der Geschäftsordnung desselben stehe, und daß deshalb ein Abgeordneter seine Pflichten verletze, wenn er außerhalb des Hauses einen Streit erledigen wolle, der durch Aeußerungen von der Tribüne herab herbeigeführt sei. Der Minister dagegen verübe das schwerste Attentat gegen die Privilegien des Hauses, wenn er die Redefreiheit des Abgeordneten beeinträchtige und ihn wegen seiner Aeußerungen im Duell verantwortlich machen wolle. Das Duell könne und dürfe daher nicht stattfinden, der Präsident des Hauses habe die Freiheiten des Landes wie die Rechte des Hauses zu schützen und er ersuche ihn daher, in dieser Beziehung den geeigneten Ausspruch zu tun. Der Präsident des Abgeordnetenhauses, Grabow, stellte sich gleichfalls auf den Standpunkt Forckenbecks, indem er die Erwartung aussprach, daß sich jedes Mitglied des Parlaments der Geschäftsordnung desselben fügen werde. Der Kriegsminister v. Roon dagegen meinte, daß der durch den Abgeordneten Forckenbeck zur Sprache gebrachte Fall sich zwar jeder Diskussion seitens des Ministeriums entzöge; in seiner doppelten Eigenschaft als Abgeordneter und Minister müsse er aber gegen die Meinung protestieren, daß die persönliche Ehre eines jeden im Hause Anwesenden einfach durch die Geschäftsordnung zu wahren sei.

Die persönliche Ehre sei das Schönste des Menschen, dessen Sicherung ihm allein obliege, und keine Macht der Erde könne Jemanden über eine ihm widerfahrene Beleidigung hinwegsetzen. Er, obgleich Soldat, sei keineswegs ein unbedingter Anhänger des beregten Auskunftsmittels. Er sei aber der Ansicht, daß ein Mann,

der seine Ehre angegriffen glaube, sich keinem Ausspruche zu unterwerfen habe. Reiche das Wort des Präsidenten aus, dem Ministerpräsidenten das zu geben, was er verlangen könne, so sei die Sache erledigt. Das sei aber nach seiner Ansicht nicht der Fall, und wenn, dem Ausspruche des Hauses gemäß, der Abgeordnete Virchow nicht geneigt sei, die Erklärung abzugeben, die man von jedem Ehrenmanne verlangen könne, so müsse er natürlich dem Ministerpräsidenten die Maßregeln anheimstellen, die er für nötig erachte. Werde Jemand herausgefordert, so müsse ihm die Wahl des zur Ausgleichung führenden Weges überlassen bleiben und wollte das Haus dem Abgeordneten Virchow durch einen Beschluß verbieten, auf irgend welchem Wege Genugtuung zu geben, so würde es damit seiner Ansicht nach seine Competenz überschreiten.

Dieselbe Ansicht wie der Kriegsminister vertrat auch die konservative Partei, deren Sprecher der Abgeordnete v. Blankenburg war. Er erklärte, daß er mit den Deduktionen des Präsidenten Grabow nicht einverstanden sei, daß vielmehr Jeder einer im Hause ausgesprochenen Beleidigung außerhalb des Hauses die Folge geben dürfte, welche passend scheine.

Die Linke und die katholische Partei standen auf Virchows Seite; so meinte der Abgeordnete Schulz-Borken: Wenn das Haus einen Beschluß fassen wolle, daß das Duell überhaupt sowohl den geltenden Strafgesetzen als aller Gesittung und Religion in schnödester Weise Hohn spreche und daher kein Staatsbürger, am wenigsten ein Mitglied des Abgeordnetenhauses, dazu gezwungen werden dürfe, — so würden seine katholischen Freunde mit Freuden einem solchen Beschlusse zustimmen.

Der Abgeordnete von Saucken-Julienfelde warnte das Haus vor einem Beschlusse, der das Gewissen einer Minorität verletze, welche nun einmal mit dem Vorurteil behaftet sei, daß das Duell unter allen Umständen nicht vermieden werden könne.

In der Tat wurde kein derartiger Beschluß gefaßt, wohl aber hob der Präsident Grabow nochmals hervor, daß er auf seiner Meinung beharre. Er müsse abwarten, welche weitere Deutung man diesem Ausspruche zu geben gedenke. Er habe innerhalb des Hauses die Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses zu leiten und er hoffe, daß Virchow, der damals abwesend war, in dem vorliegenden Falle sich der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses fügen werde.

Tags drauf fragte der Kriegsminister brieflich bei Virchow an, ob er glaube, daß er infolge dieser Verhandlungen jeder weiteren Erklärung oder Genugtuung sich enthoben erachte, worauf Virchow erwiderte, daß er das Duell allerdings ablehne, nach wie vor jedoch geneigt sei, die von Bismarck gewünschte Erklärung im Hause abzugeben, sobald der Ministerpräsident seinem — Virchows — Verlangen entspreche, wobei er dem Chef der Regierung die Feststellung des Wortlautes der Erklärung überlassen wolle.

Nachdem Virchow im Parlament am 17. Juni die Versicherung abgegeben hatte, daß er weit davon entfernt gewesen, den Ministerpräsidenten beleidigen zu wollen, vielmehr in der von ihm — Virchow — fest geglaubten Tatsache, daß Bismarck den betreffenden Kommissionsbericht nicht gelesen, eine Entschuldigung erblickt habe, erklärte er sich bereit, die — angeblich injuriöse — Aeußerung zurückzunehmen, falls Bismarck zuvor verspreche, daß er mit Bezugnahme auf Hannibal Fischer weder ihn, den Referenten, noch die Kommissionsmitglieder habe beleidigen wollen.

Mit dieser Ehrenerklärung Virchows gab sich Bismarck zufrieden. Der Kriegsminister teilte dem Abgeordneten mit, daß der Ministerpräsident auf eine weitere Satisfaktion verzichte."

Auch dem deutschen Reichstag gehörte Virchow als Mitglied der Fortschritts- bezw. deutsch-freisinnigen Partei seit 1880 an. Ebenso war er jahrzehntelang Stadtverordneter und immer in der vordersten Reihe derjenigen zu finden, die für politische und geistige Freiheit im allgemeinen und das Selbstbestimmungsrecht des Individiums im besonderen eintraten. Wie kaum ein Zweiter hat er sich um das Sanitätswesen in Preußen große Verdienste erworben; in den Kriegen von 1866 und 1870—71 war er Mitglied des Vorstandes des Berliner Hilfsvereins für die Armee, organisierte die ersten preußischen Sanitätszüge und erbaute das musterhafte Barackenlazarett auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin. Als Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen im preußischen Kultusministerium und der Stadtverordnetenversammlung übte er großen Einfluß auf die Ausführung der Berliner Kanalisation und legte seine bahnbrechenden Ideen in den beiden Aufsehen erregenden Schriften nieder: „Kanalisation oder Abfuhr" (Berlin 1869) und „Reinigung und Entwässerung Berlins" (daselbst 1870). Ueber diese seine Tätigkeit sagt J. Kastan treffend: „Während die parlamen-

tarische Arbeit des Einzelnen, und erfreute sich derselbe eines noch so großen Einflusses wie Virchow, doch zuletzt im besten Falle nur in die Spitzen eines ganz unpersönlichen Gesetzesparagraphen ausläuft, behält die Wirksamkeit des Mannes auf anderen Gebieten einen persönlicheren Charakter. Und gerade bei Virchows Tätigkeit auf dem Gebiete der städtischen Verwaltung trifft dies ganz besonders zu. Hier berührten der Mediziner und der Bürgervertreter Virchow einander aufs innigste; hier wirkten diese beiden Momente in schönstem Vereine, und aus dieser Vereinigung erwuchsen für die Hauptstadt und weit darüber hinaus ganz außerordentlich wichtige Früchte. Was lag wohl für den medizinischen Forscher, der zugleich in der Stadtverwaltung ein kräftig Wörtlein mit dreinzureden hatte, näher, als sich in energischer Weise und gut methodisch der arg vernachlässigten öffentlichen Gesundheitspflege anzunehmen? Die Frage der Stadtreinigung war für Berlin eine brennende geworden, da die damaligen Zustände durchaus unerträgliche waren. In die Lösung dieser schwierigen Aufgabe trat Virchow ein und mit dem ganzen ihm zu Gebote stehenden Rüstzeug von Wissen und Können, von Arbeitskraft und hohem Streben machte er sich ungesäumt ans Werk. . . . So großartig und so gründlich umfassend hatte sich Virchow seine Aufgabe gestellt, daß vom Tage der Veröffentlichung seines „Generalberichts über die Arbeiten der städtischen Deputation zur Reinigung und Entwässerung Berlins" an die Frage der Assanierung der großen Städte in eine neue Phase getreten ist."

Das Ableben des so berühmten und verdienstvollen Arztes und Politikers, des Geh. Medizinalrats Prof. Dr. Rudolf Virchow, im hohen Greisenalter erweckte in den weitesten Kreisen des In- und Auslandes die lebhafteste Teilnahme, denn wenn je das Leben eines großen Mannes köstlich und für die Menschheit beglückend war, so war es das seinige. Auf ihn paßt treffend das schöne Wort Rankes: „Ein Gelehrter wie er, der an den großen Ereignissen mithandelnd Anteil nimmt, führt kein Privatleben: er hat die Pflicht eines Staatsmannes, immer das Ganze seiner Tätigkeit im Auge zu behalten, seine Vergangenheit, die unaufhörlich fortwirkt, nicht aufzugeben im überwiegenden Gefühl der Notwendigkeit des vorhandenen Augenblicks!"

Es würde mich zu weit führen, wollte ich auch die politischen Publizisten und Schriftsteller unter den Aerzten aller Zeiten und Völker, die zu Ansehen und Ruhm gelangten, hier Revue passieren lassen, da ich in meinem Buche in erster Linie nur die praktischen Diplomaten, Staatsmänner und Politiker von Ruf charakterisiere. Mag es mir aber gestattet sein, mit einem einzigen Ritter vom Geiste, Dr. med. Max Nordau, in Paris, aus dem Grunde eine Ausnahme machen zu dürfen, weil er nicht allein durch seine erfolgreiche und vielseitige publizistische Tätigkeit, namentlich als Sozialpolitiker, sondern auch als einer der hervorragendsten, befähigtesten und gewandtesten Zionisten-Führer unserer Zeit sich gewissermaßen auch auf praktischem Gebiete bewährt hat.

Max Nordau — geboren 29. Juli 1849 in Pest — studierte daselbst Medizin, wurde 1872 zum Dr. med. promoviert und machte sein Staatsexamen, unternahm dann eine sechsjährige Studienreise, mit längeren Stationen in Berlin, Wien, Rußland, nach dem skandinavischen Norden, England, Frankreich, Spanien und Italien und ließ sich 1878 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, von wo er 1880 zu dauerndem Aufenthalt nach Paris übersiedelte. Er erfreut sich in der Hauptstadt der Franzosen einer großen ärztlichen Praxis, und werden seine Erfolge namentlich auf dem Gebiete der Gynaekologie sehr gerühmt.

Bekanntlich gehört er zu den berühmtesten und gelesensten deutschen Schriftstellern der Gegenwart; besonders ist er der Lieblingsautor der denkenden Leser, da sich seine Werke durch großen Scharfsinn, eine seltene Kraft der Schilderung, eine ungewöhnliche dialektische Begabung, Originalität und rücksichtslosen Freimut auszeichnen. Seine Pariser Studien: „Aus dem wahren Milliardenlande“ (2 Bände), „Paris unter der dritten Republik“ und die ausgewählten „Pariser Briefe“ lassen ihn als einen der besten Kenner der Pariser gesellschaftlichen und Sittenzustände unter der dritten Republik erscheinen, der mit schonungsloser Wahrheitsliebe, bewunderungswürdigem Scharfsinn und unerbittlicher Gerechtigkeit das Tun und Treiben der höheren wie der niederen Kreise beleuchtet und an die Wunden der Gesellschaft das Seziermesser des kritischen Operateurs legt. Was ich schon an einer anderen Stelle*) ausge-

*) Vergl. „Berühmte israelitische Männer und Frauen in der Kulturgeschichte der Menschheit“ v. Dr. Adolph Kohut, Leipzig II. Band, Seite 56 ff.

sprochen, kann ich hier nur wiederholen: Ein meisterhafter Stilist drängt sich bei ihm die Tendenz nirgends gar zu prätenziös in den Vordergrund. Er besitzt vielmehr die Gabe, all' die abstoßenden Schattenseiten des französischen öffentlichen Lebens mit soviel Grazie der schriftstellerischen Kunst zu schildern, daß selbst die krassesten Erscheinungen der sittlichen Fäulnis unser ästhetisches Empfinden und unsere moralischen Geruchsnerven nicht zu sehr angreifen. Als Kulturhistoriker von ebenso großer Belesenheit wie überraschendem Scharfblick und eminentem Verständnis für die bezeichnenden Eigenschaften einzelner Klassen und Schichten, zeigt er sich in seinen Kulturstudien: „Vom Kreml zur Alhambra" (2 Bände), in seinen Federzeichnungen und Geschichten: „Seifenblasen", in seinen „Conventionellen Lügen der Kulturmenschheit", in der „Krankheit des Jahrhunderts" und „Paradoxe". Namentlich hat das Werk: „Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit", welches zahlreiche Auflagen erlebte und in verschiedene Sprachen übersetzt wurde, einen außerordentlichen Erfolg erzielt, weil hier der Verfasser einerseits all' die glänzenden Eigenschaften, die ihn als Schriftsteller auszeichnen, speziell seine dialektische Begabung und seine Kraft der Schilderung, und andererseits seinen Mut und seine Unerschrockenheit an den Tag legt, womit er all' die vielen Lügen und Phrasen der Kulturmenschheit in rücksichtslosester Weise beleuchtet, ohne sich um Angriffe, die von rechts und links hageldicht auf ihn regneten, zu kümmern und in seinem Eifer, den Augiasstall der modernen Pseudomoral reinigen zu helfen, auch nur einen Augenblick beirren zu lassen.

In dem zweibändigen Roman: „Die Entartung", der sehr reich an glänzenden Ausführungen und ein wahres Brillantfeuerwerk des witzsprühenden, schlagfertigen und schneidigen Nordau'schen Geistes ist, zeigt er sich als kenntnisreicher ärztlicher Diagnostiker, der die Krebsschäden der Zeit sehr wohl zu beurteilen und für dieselben die ihm als geeignet erscheinenden Mittel verschreiben kann. Ueberhaupt hat er seine philosophisch-medizinisch-naturwissenschaftlichen Ideen in zahlreichen Novellen und Dramen niedergelegt, die alle von der ungewöhnlichen Begabung des Arztes, Schriftstellers und Denkers zeugen. Wir nennen hier nur die Romane: „Gefühlskomödie" und „Drohnenschlacht" (2 Bände), die Novellen: „Seelenanalysen", das Lustspiel: „Die neuen Journalisten" und die Schauspiele: „Der

Krieg der Millionen", „Das Recht, zu lieben", „Die Kugel" und „Dr. Kohn, bürgerliches Trauerspiel aus der Gegenwart".

In der zionistischen Bewegung des letzten Jahrzehnts spielt er eine hervorragende Rolle und ist seit dem Tode Theodor Herzl's das gefeierte Haupt der deutschen Zionisten. Die vielen Reden, die er auf den zionistischen Congressen im Interesse des Zionismus gehalten, zeichnen sich nicht allein durch flammende Beredsamkeit, die ihm überhaupt in außerordentlichem Maße eigen ist, sondern auch durch die Humanitätsideen und die temperamentvolle Art aus, womit er für die Armen und Elenden, Unterdrückten, Verfolgten und Ausgewiesenen allezeit eintritt. Er zeigt sich hier als ein Sozialpolitiker ersten Ranges, der keineswegs in einer phantastischen Traumwelt lebt und unerreichbaren Utopieen nachjagt, sondern die Verhältnisse und Zustände der Länder und Völker mit nüchternem, kritischem Blicke prüft und in Erwägung zieht. Ein geborener Volksredner, der seine Hörer durch eine Flut geistreicher Apercus, drastischer Gleichnisse und Bonmots mit sich fortreißt, erzielt er außerordentliche Erfolge. Der Verfasser der „Paradoxe" ist zuweilen auch in seinen Reden paradox, aber stets schlagfertig. Hier nur ein Beispiel: So sprach er einmal auf einen zionistischen Congreß von der Unerträglichkeit des jetzigen Zustandes, der nicht länger andauern könnte und führte zum Vergleich einen Reisenden an, der auf einem Ozeandampfer zum Kapitän gekommen sei und eine Lagerstätte verlangt habe. Der Kapitän erwiderte, er solle dort schlafen, wo er während der letzten vier Nächte geschlafen habe. „Das ist unmöglich", erwiderte der Reisende, „ich habe auf einem Kranken geschlafen. Nun ist er wieder gesund geworden und will es sich nicht mehr gefallen lassen."

Um ein Pröbchen der warmherzigen, erbarmungsvollen und echt humanitären Anschauungen zu geben, die Nordau in seinen Reden entwickelt, mag hier nur aus einem klaren und scharfen Referat, das er auf dem vierten Zionistenkongreß im August 1900 abstattete, einiges auszugsweise wiedergegeben werden: „An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts ist Europa wieder Zeuge von Auftritten, die es zum letzten Male im Jahre 1730 sah, als 30 000 Salzburger Protestanten wegen ihres Glaubens von Haus und Hof gejagt wurden. Wieder sieht man auf allen Straßen unseres Erdteils lange Züge unglücklicher Menschen umherirren,

hinter sich den Tod, vor sich das Unbekannte mit all' dem Grauen, Greise, die am Wegesrande liegen bleiben, Mütter, die vor Müdigkeit und Erschöpfung zusammenbrechen und ihren wimmernden Säuglingen nur eine verdorrte Brust reichen können, Männer in der Vollkraft der Jahre, die noch immer hoffen möchten, weil sie im Bewußtsein, im Gefühl ihrer Stärke sich allen Gefahren und Kämpfen gewachsen fühlen, die aber, wenn sie vor dem glücklichen Frieden freundlicher Dörfer wandern, mit Bitterkeit fragen: „Warum dürfen diese sich mit Behagen ihres Daseins freuen und wir nicht? Sind wir nicht Menschen wie sie? Sind wir uns etwa einer Schuld bewußt? Wollen wir denn etwas anderes als in Ruhe arbeiten, unsere Eltern ehren, unsere Frauen und Kinder lieben und pflegen? . . . Warum sind wir Zionisten geworden? Weil die Not des Volkes uns ans Herz greift, weil wir tiefbekümmert sehen, daß die Logik der Verhältnisse unabwendbar zu einer raschen Verschlimmerung dieser Not, ja zur plötzlichen gewaltsamen Katastrophe führen muß."

Der fruchtbare, politische und sozialpolitische Publizist Dr. med. Nordau hat seine Ansichten auch in eingehenden Abhandlungen in erstklassigen deutschen Zeitungen, wie z. B. der „Vossischen Zeitung", der „Frankfurter Zeitung" und der „Neuen Freien Presse", niedergelegt. Da wir in diesen Ausführungen am besten die Welt- und Lebensanschauung des espritvollen Arztes und gesellschaftlichen Heilkünstlers erkennen können, wird es wohl angebracht sein, wenn wir auf diese oder jene Idee näher eingehen. Um nicht zu weitschweifig zu werden, wählen wir nur die hervorragendste unter den hier genannten Zeitungen, die „Neue Freie Presse."

In Frankreich, wo der Sozialismus eine so namhafte Rolle spielt und sogar regierungsfähig geworden ist, beschäftigte begreiflicherweise auch unseren politischen Denker die soziale Frage in ungewöhnlicher Weise. So hat er einmal — am 25. Dezember 1903 — in der „Neuen Freien Presse" einen Artikel über die „Dynamik des Reichtums" veröffentlicht. Er räumt darin mit der altväterlichen Weisheit auf, daß den Reichen Sorge um seinen Besitz und Angst vor dessen Verlust quäle, und daß nur der Habenichts, der leichten Sinnes und fröhlichen Gemütes in den Tag hineinlebe, das Glück kenne. Er bezeichnet diesen Standpunkt als Afterweisheit, gegen die sich der gesunde Menschenverstand auflehne. Kein Armer habe jemals wirklich in das Loblied auf die Armut eingestimmt und

es sei an ihr nichts zu loben. Der Arzt, der die Leiden und Schmerzen des Lebens, die Tragödie des Daseins aus eigener Erfahrung ganz genau kennt, spricht aus den nachstehenden Zeilen: „Wenn Schmerz und Tod Elemente der Tragik sind, so ist Armut eine Tragödie, denn sie schließt, abwehrbare Krankheit und vorzeitigen Tod inbegriffen, alles in sich, was es an vermeidlichen Uebeln im Menschenleben gibt. Daß man selbst an der Armut etwas zu rühmen finden konnte, beweist nur die unverwüstliche Fähigkeit des Menschen, sich auch mit dem Schlimmsten abzufinden, wenn er es als unüberwindlich erkannt hat. Hat er es doch seinem natürlichen Grauen vor der Vernichtung abgerungen, selbst den Tod als etwas Köstliches, das man ersehnen soll, darzustellen und Ahasvers Verdammung zu ewigem Leben als furchtbaren Fluch erscheinen zu lassen. Der Arme, der sich mit seiner Armut freut, ist das folkloristische Seitenstück zu dem Ewiglebenden, der sein Leben als eine unerträgliche Last empfindet. Beide Geschichten sind Anpassungen an lebensfeindliche Bedingungen, nur daß die eine mit dem der Volksseele eigenen feinen Sinn für Unterschiede in den sittlichen Werten schauerlich düster, die andere schwermütig-humoristisch gefärbt ist."

Doch solle man ja nicht glauben, daß der vom Neid immer in bengalischer Beleuchtung gesehene Reichtum nur Befriedigung gewähre und ein würdiges Ziel menschlicher Sehnsucht sei. Nordau vermeidet es ausdrücklich, die Frage so zu stellen, ob Reichtum glücklich mache. Glück zu Reichtum und überhaupt zu äußeren Zuständen und Einwirkungen in Beziehung zu bringen, könne nur dem einfallen, der von den ursprünglichsten psychologischen Gesetzen der Stimmungen keine Ahnung habe. Glück sei eine Empfindung, ein Gefühlston, den das Gehirn seinen Eindrücken von der Außenwelt und den durch sie hervorgerufenen Vorstellungen hinzufüge, eine allgemeine Grundfärbung der Bewußtseinszustände, die von Anlage, Charakter und Geistesbeschaffenheit geliefert werde. Zu fragen, ob Reichtum glücklich mache, sei ungefähr ebenso wissenschaftlich und ebenso klug als die Frage, ob Reichtum ein gutes Gedächtnis, schöpferische Einbildungskraft, Entschlußfähigkeit oder rechte Ideenassoziation gebe. Indem nun Nordau die objektiven Vorteile des Reichtums untersucht, fragt er vor allem, was Reichtum sei und kommt zu dem Ergebnis: „Es ist ein Besitz, der den weit gefaßten Bedarf seines Eigners überschreitet; Bedarf ist die Gesamtheit der

Dinge, Tätigkeiten und Empfindungszustände, nach denen man organischen Hunger oder bewußtes Verlangen hat. Da dieses Verlangen, dieser Hunger rein subjektive Vorgänge sind, so ist auch der Bedarf ein subjektiver Begriff und die Linie, an der die verfügbaren Mittel nicht blos zur Befriedigung des ganzen Bedarfs ausreichen, sondern einen Ueberschuß lassen, wo also erst der Reichtum beginnt, kann gleichfalls subjektiv gezogen werden. Dem Fernstehenden erscheint bald jemand reich. Selbst aber glaubt man nicht oft, daß man mehr hat, als man braucht. Es gibt kurzweilige Anekdoten, die den schwankenden Charakter des Begriffs Reichtum illustrieren. Man kennt das Wort des Wiener Millionärs aus der Gründerzeit: „Jeder Lump, der eine Million gewonnen hat, glaubt jetzt, ein Millionär zu sein!“ Man erinnert sich auch noch der drollig ernsthaften Erörterung, die bei der Einführung der Markwährung um die Frage entstand, ob der Eigner einer Million Mark Anspruch auf den Titel Millionär habe. Die alten Millionäre waren einstimmig dafür, ihn nur Talermillionären zuzubilligen. Der Newyorker Klub der Vierhundert faßte ebenfalls den Beschluß, als Millionär nur den Besitzer von mindestens 2 Millionen Dollars anzusehen. Heute ist man mit einem solchen Betrag in diesen Kreisen ein geringgeschätzter armer Mann. Mit hundertmal weniger hält ein mittel- und osteuropäischer Landmann sich selbst für sehr reich und wird von seinen Standesgenossen dafür gehalten. Eines ist klar: Wenn die Eigner größeren Besitzes Philosophen wären, die eine ideale Weltanschauung und verständige Ansichten vom Sinn und Zweck des Menschenlebens haben, so könnten sie wohl zufrieden und mit Recht der Gegenstand des Neides der Enterbten sein. Wo aber sind die philosophischen Reichen oder reichen Philosophen zu finden? Schwerlich in der Wirklichkeit. Sie sind nur Verstandsgebilde. Der Reiche von Fleisch und Blut beschränkt sich kaum jemals auf die Befriedigung seiner angeborenen Bedürfnisse, sondern wendet den besten Teil seiner Denktätigkeit daran, diese künstlich zu vermehren. Sobald aber die Bedürfnisse nicht von unbewußten organischen Vorgängen, sondern von der Einbildung erregt werden, sind sie auch nicht durch die psychologischen Gesetze begrenzt und wachsen ins Maßlose. Die Vorstellung eilt der Verwirklichung weit voraus, die Aussicht wächst geometrisch, während die Möglichkeit der Befriedigung nur arithmetisch zunehmen kann und so muß mit mathematischem Zwange

der Reiche um so unzufriedener werden, je größer sein Reichtum wird."

Der Arzt, der Kliniker und Hygieniker zeigt sich in seiner ganzen Eigenart, wenn er gleichsam die physische Wirkung, die der Reichtum ausübt, unter die Lupe nimmt und die Bemerkung macht: „Der Reiche lebt zu gut, d. h. er lebt schlecht, selbst der Mäßigste ißt immer mehr, als ihm zuträglich ist, denn den Reizungen einer köstlich besetzten Tafel widersteht niemand dauernd in dem notwendigen Maße. Beim Erwachsenen sind Krankheit und Siechtum ungleich häufiger die Folgen von Ueber- als von Unterernährung. Auf andere Schädlichkeiten, denen der Reiche zum Opfer fällt, will ich nicht eingehen. Um sie zu entdecken, braucht man nur um sich zu schauen. Im Eß- und Schlafzimmer leidet der Reiche durch das, was er hat, im Salon leidet er durch das, was er nicht hat, aber wünscht. Hier stacheln ihn seine sozialen Appetite, die naturgemäß nur nach dem gieren, was er bei andern sieht. Das Sprichwort mit seiner altklugen Spießbürgerweisheit: man soll nie über sich, nur immer unter sich blicken, das ist die Norm der Vierfüßler, nicht der aufrechten Menschen, diese wollen überragen und diese wollen es um so leidenschaftlicher, je mehr ihr Geltungsbedürfnis durch Treibhauszucht entwickelt ist und je weniger zahlreich die Köpfe sind, über die ihnen noch hinauszuwachsen übrig bleibt. Als wirkliche Geltung empfindet man immer nur die bei den Gleichen. Alle Bewunderung der Tieferstehenden entschädigt nicht für die Geringschätzung der Pairs. Der Reiche will darum den Reichen imponieren und das spornt ihn zu dem gesellschaftlichen Wettlauf, der ihn wie ein übertrainiertes und überhetztes Rennpferd erschöpft. Man denke an das Leben der amerikanischen Milliardärfamilien in Newport und den westeuropäischen Weltstädten; man denke an den Ehrgeiz, an die Qualen, die schlaflosen Nächte, die Ränke und Vermessenheiten der neuen Reichen, die ihre Aufnahme in den Zauberkreis der Milliardäre erschmeicheln oder erzwingen wollen! Es möchte kein Hund so länger leben! würden sie in diesen Augenblicken der Selbstbesinnung mit Faust rufen, wenn sie Faust kennen würden."

Der Fiction, daß mit dem großen Besitze eine ungeheure Steigerung der Persönlichkeit und des Einflusses und der Macht verbunden sei, tritt Nordau mit der Behauptung entgegen, daß dieses alles nur dann zutreffe, wenn das Geld auch Arbeit verrichte. Der

nur Reiche, der bloße Rentner, der stumpf auf seinem Geldsack sitze und warte, bis er Zinsen kalbe, habe tatsächlich weder Macht noch Einfluß. Der Geldsack unter ihm schlafe oder sei tot. Unbemerkt könne freilich der Reichtum von einem gewissen Umfang an nicht bleiben, aber die Aufmerksamkeit, die er seinem Besitzer zuziehe, habe nichts Schmeichelhaftes an sich und gewähre keinerlei Befriedigung. Alle Welt wetteifere miteinander, dem Reichen Pflichten aufzuerlegen, denen er sich nicht entziehen dürfe, wenn er von der öffentlichen Meinung nicht als der böse Reiche geächtet werden soll. Sein Geld ziehe Schmarotzer aller Art, Bettler und Schwindler an. Wenn er sich nicht schroff abschließen und in grämlicher Einsamkeit dahin vegetieren wolle, sehe er sich von einem Hof fragwürdiger Gestalten umgeben, die seine Freude am Dasein wahrlich nicht vermehren können. Macht und Einfluß gebe der Reichtum dem Eigner also nur dann, wenn dieser eine wirkende Persönlichkeit sei, gleichgiltig, in welcher Richtung sie sich betätige. Ja, er brauche nicht einmal der Eigner zu sein, das Recht der Verfügung genüge. „Der Leiter einer Hundertmillionenbank hat in der Welt mehr zu sagen und genießt das Lustgefühl des Herrschers tiefer als der Besitzer einer Milliarde, der sich auf das ornamentale „Fruges consumere", Verzehren der Früchte, beschränkt. Nur lebendig fließendes, nur arbeitendes Geld mit fließendem Gefälle vermehrt und vergrößert die Persönlichkeit, ruhendes Geld fügt nichts hinzu und läßt sie unansehnlich, wie sie es ohne Geld wäre. Ein Ausspruch, der Cromwell bei den Angelsachsen volkstümlich erhalten hat, lautet: „A man without money is worth nothing" (ein Mensch ohne Geld ist garnichts wert). Das ist in der heutigen Weltordnung scheinbar richtig, doch nur scheinbar, richtig von tieferer Wahrheit ist es, zu sagen: „Geld ohne einen Menschen ist garnichts wert". Erst wenn ein Mensch, eine Persönlichkeit, hinzutritt, erwirbt es die unheimliche Gewalt, die Georg Simmel in packenden Formen definiert hat. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", soll nach der neuesten Goethe-Forschung ein Druckfehler sein. Möglich. Aber die beiden Verse drücken doch eine dröhnende Wahrheit aus. Das Geld ist eine außerordentlich machtvolle Waffe. Das ist eine unbestreitbare Binsenwahrheit. Aber in den Augen der Welt gilt nicht der Wächter des Arsenals, wo diese Waffe aufbewahrt wird, sondern der Soldat, der sie handhabt.

Wieder gelangen wir zu einem letzten Schluß Goetheſcher Weisheit:

Höchſtes Glück der Menſchenkinder
Iſt doch die Perſönlichkeit!"

Die Perſönlichkeit iſt es, welche dem Gelde erſt ſeinen geſellſchaftlichen Wert gibt".

Seine ſozial-politiſchen und volkswirtſchaftlichen Anſchauungen hat Dr. Nordau ferner in einem hochintereſſanten Aufſatz derſelben Zeitung — den 3. März 1900 — unter dem Titel „Individualismus und Solidarismus" niedergelegt. Indem er das Uebermenſchentum, wie es ſich in Nietzſche verkörpert, ſpöttiſch abfertigt, den jahrelang geiſteskranken Philoſophen als „ſchauerlich konfuſen Generalredner des Individualismus" bezeichnend, unterſucht er die Berechtigung der beiden Weltanſchauungen. Von der letzteren ſagt er: „Der Solidarismus bedingt eine Sittlichkeit, welche lehrt, daß wir kein Recht haben, für uns allein zu leben, ſondern verpflichtet ſind, uns ohne ſelbſtiſche Vorbehalte dem Nebenmenſchen zu widmen. Die großen Tugenden ſind demnach Demut und Ergebung, nicht Kraft und Stolz und Ehrgeiz. In der Politik iſt die Formel des Solidarismus eine andere. Das allgemeine Stimmrecht, in den meiſten geſitteten Staaten die Grundlage der Staatswiſſenſchaften, entſpricht hier dem praktiſchen Chriſtentum. Die Stimmen werden nicht gezählt, nicht gewogen, das Individuum wird zu einer Einheit, die ſich in der Geſamtzahl verliert; der ſtolze Geiſt muß an der Wahlurne Demut lernen, denn hier gilt der maſuriſche Pflugknecht, wenn er kein abgeſtrafter Verbrecher iſt, ebenſo wie Mommſen, Virchow oder Röntgen. In der Wirtſchaftslehre verkörpert der Grundgedanke des allgemeinen Stimmrechts ſich im Sozialismus". Und den Individualismus kennzeichnet er mit den Worten: „Die Ethik des Individualismus verwirft den chriſtlichen Grundſatz der Nächſtenliebe. Nach ihr iſt der Starke vollberechtigt, den Schwachen zur Selbſtbefriedigung zu verbrauchen. Er ſchuldet nur für ſich Rückſicht, doch keinem anderen. Mitleid iſt Schwäche, Wohltun Torheit, Almoſen die Vergeudung von Genußmitteln, Wohl und Wehe der Durſchnittsweſen kümmern die Natur nicht, ſie intereſſiert ſich nicht für die gleichgiltige phyſiognomieloſe Menge, ſondern nur für eine ganz kleine Zahl hochgezüchteter, vollkommener, gewaltiger Perſönlichkeiten, die Blüte und Frucht der Gattung, die höchſte Vollendung des Typus."

Der Verfasser fragt nun, was ist die Wahrheit, und er kommt zu dem Schluß: „Meines Erachtens ist der schroffe Individualismus ebenso sehr ein Irrtum wie der schroffe Solidarismus. Alles Lebende steht unter dem Einfluß zweier verschiedener (nicht notwendig entgegengesetzter) biologischer Kräfte: erstens der ursprünglichen Bildungsfähigkeit des lebendigen Stoffes, die zum selbständigen Aufbau von Organismen, unabhängig von irgend einem Vorbild, blos dem Zwang der Umgebung angepaßt, führt, und zweitens der Erblichkeit, welche die ursprüngliche Bildungsfähigkeit einschränkt, indem sie den lebendigen Stoff nach dem Vorbilde des Erzeugers formt. Diese beiden biologischen Kräfte walten auch bei der Bildung von Gemeinwesen und Staaten, in der Moral, Politik, Philosophie, in allen Kundgebungen des Gattungsdaseins. Kraft der Erblichkeit ist jedes Lebewesen mit allen anderen Organismen verwandt; sie schlingt ein lebendiges Band um alle Wesen und drängt notwendig zur Philosophie des Solidarismus. Andererseits begründet die ursprüngliche Bildungsfähigkeit die Ansprüche des Individuums auf Unabhängigkeit und liefert dem Individualismus eine naturwissenschaftliche Unterlage. Keine der beiden biologischen Kräfte hat die Alleinherrschaft im lebenden Organismus: dieser ist immer das Ergebnis der Einwirkung von beiden, die Diagonale des Kräfte-Parallelogrammes, dessen Seiten Erblichkeit und ursprüngliche Bildungsfähigkeit darstellen. In jedem Lebewesen löst die Natur auf ihre eigene Art das mechanische Problem des Doppeleinflusses zweier einander teilweise entgegenwirkender Kräfte. Der Mensch hat noch keine allgemein geltende Formel zur Lösung dieses Problems gefunden, weder im Einzelleben noch im Staat, in der Gesellschaft, in der Moral, in der Philosophie. Wildes Gefasel vom Uebermenschen, auch wenn man es „Philosophie des Aristokratismus“ nennt, bringt uns der Lösung offenbar ebensowenig näher wie Gerede zum überschwenglichen Preise der Kleinen und Demütigen, auch wenn es als Tolstoiismus tränenselige Schwärmer begeistert. Weder in der Richtung Nietzsches noch in derjenigen Tolstois gelangen wir dazu, zugleich dem Individualismus und dem Solidarismus gerecht zu werden, alle für die Menge günstigen Daseinsbedingungen zu schaffen, ohne die Rechte der Einzelwesen zu verkümmern. Das aber ist das Ziel, wonach alle Sittlichkeit und alle Staatsweisheit streben muß. Die Diagonale des Kräfte-Parallelogrammes zu finden, ist die eine große Aufgabe der Gesittung“.

Ein Anhänger des aufrichtigen konstitutionellen Prinzips, erhebt Nordau seine warnende Stimme gegen die parlamentarischen Ausschreitungen in Frankreich, Oesterreich und anderen Ländern. Er führt den kranken Parlamentarismus auf einen übertriebenen Kultus der Persönlichkeit zurück, die in Selbstherrlichkeit und Ueberhebung ausgeartet sei. Sobald die Minorität das Recht der Mehrheit leugne und, um ihren Willen durchzusetzen, zu ungesetzlichen, rohen und brutalen Maßnahmen sich hinreißen lasse, werde der Parlamentarismus in Frage gestellt. Nordau beruft sich darauf — siehe seinen Leitartikel vom 27. November 1904 in der Neuen Freien Presse —, daß die Anglo-Normannen des 13. Jahrhunderts, die den modernen Parlamentarismus schufen, das tiefste und feinste Verständnis für seine Bedeutung gehabt hätten. Er sollte die Gewalt unnötig machen und darum der Gewalt nicht den kleinsten Spielraum lassen. Im Parlamentssaal sei keine andere Waffe als der sinnbildliche Schlachtkolben geduldet worden, der auf dem Tische vor dem Sprecher lag, ein Merks für den Denkfaulen, der die Bedeutung seiner Würde vergaß; wer sein Schwert zückte, dem wurde die Faust abgehackt. Ohrfeiger und Schießer und im Parlament wie heutzutage selbst Dauerredner zu Obstruktionszwecken und Pultdeckenkünstler wären da wohl nicht lebendig aus der Sitzungshalle gekommen. Der Verfasser schließt seine geistreichen Ausführungen über den kranken Parlamentarismus unserer Zeit mit den Worten: „Wenn Obstruktion und Gewalttat über die parlamentarische Ordnung siegen, so lehren sie durch ihr Beispiel die Verachtung der Mehrheit und es findet sich bald ein Despot, er heiße Cäsar, Diktator, oder Gottesgnadenkönig, der aus dieser Lehre seinen Nutzen zieht und sie auf Mehrheit oder Minderheit gleichmäßig anwendet. Der Despotismus aber zeitigt seinerseits den Anarchismus, der das letzte Wort unbeugsamer Subjektivität in der Politik ist. So ist die Geschlechtsfolge hergestellt: die Maulschellenverteiler, Revolverschützen und Pultdeckeltrommler in den Parlamenten sind die Wecker des Selbstherrschertums mit Schwertern und Ringen und Trompeter des Anarchismus mit der Bombe".

Berühmt sind die rückschauenden Betrachtungen, die Dr. Nordau seit einer Reihe von Jahren in der „Neuen Freien Presse" über das betreffende abgelaufene Jahr anstellt. Sie enthalten eine Fülle politischer Weisheit, scharfsinniger Kombination und sogar Voraus-

sagen, was alles davon Zeugnis ablegt, daß Nordau politisch ein gar geschulter Kopf ist, der über die brennenden Fragen, die Völker und Staaten beschäftigen, gründlich nachgedacht hat. Mögen hier zum Schluß aus diesen Jahresübersichten nur die folgenden Stellen aus der Betrachtung über das Jahr 1901 in der Weltgeschichte — Neue Freie Presse vom 1. Januar 1902 — ein Plätzchen finden: „Die Ereignisse in der Politik erscheinen als ein Zifferblatt, auf dem die geheime Arbeit des feinen und verwickelten Räderwerkes der Menschheit summiert und ablesbar gemacht wird. Es ist längst ein Gemeinplatz geworden, daß Hunger und Liebe die großen Dränger sind, die alles Sein und Tun der Menschen anregen. Das ist nicht weit genug gegangen, man muß noch einen Schritt tun und darauf hinweisen, daß Hunger wie Liebe nur besondere Formen von etwas allgemeinerem sind, was nicht nur den Einzelmenschen, nicht nur die Menschheit, sondern alles Leben überhaupt vom einzelligen Organismus bis zum höchst entwickelten Säuger beherrscht. Dieses allgemeine aber ist der Lebensdrang, die Begierde alles Lebens, sich als Einzelwesen wie als Keimträger der Gattung gegen allen jähen und schleichenden Zerstörungskampf zu behaupten .... Hammer oder Amboß, das ist die eherne Formel, die für die heutige Entwicklungsstufe unserer Gattung gilt. Muß man aber Hammer sein, um nicht Amboß zu werden; ist die Macht die Bedingung des Lebens selbst, dann muß der Wille zum Leben selbstverständlich Wille der Macht sein. ... Ein Volk stirbt nicht, man schlachtet denn seine sämtlichen Individuen buchstäblich bis auf das letzte. Es bleibt mitunter in seiner Entwicklung stehen, es gibt mitunter Jahrhunderte, Jahrtausende lang kein Lebenszeichen, plötzlich steht es aus seinem Grabe auf oder wirft fremdvolkliche Verkleidung ab und fordert wieder seinen eigenen Platz in Reih und Glied der Menschheit .... Das große Rätsel ist immer noch das anthropologische, darauf stößt man, wenn man in der Politik, in der Volkswirtschaft, in der Gesellschaftskunde, in der Geschichte tief genug gräbt, um zu den Goetheschen „Müttern" zu gelangen".

Druck von Gustav Krause in Ellrich a. H.

COUNTWAY LIBRARY
HC 2PIS G

L6371
Aerzte als Staatsmanner, Diplom 1907
Countway Library
AH80167
3 2044 045 089 588

t.6371
Aerzte als Staatsmanner, Diplom1907
Countway Library AHI0167
3 2044 045 089 588